

1. 37.



17 Jg.

Nr. 6



Eisab-Land
Löttinger
Heimat



137

1

9

3

7

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang: 36.— Frs. Auslandspreis: 9 Reichsmark od. 11 Schweizerfranken

Inlandspreis für Einzelhefte . . 3.75 Frs. Auslandspreis: 1 Reichsmark od. 1,25 Schweizerfranken

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag «Elsassland — Lothringer Heimat» in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Die altbekannte Confitiserie DARSTEIN

unterhält auch Generaldépôt weltberühmter belgischer Chocoladen und verkauft diese köstlichen Spezialitäten zu den festgesetzten billigen Fabrikpreisen.

Man kauft am besten direkt in einer der vier offiziellen Darstein-Verkaufsstellen:

STRASBOURG: Jungferngasse 3
Alter Weinmarkt 20

HAGUENAU: Langstrasse 16
Landweg 44

Beachten Sie die Schaufenster der DARSTEIN-Geschäfte.

Der katholische Gedanke

Eine Vierteljahresschrift.

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband.

Aus dem Inhalt:

Die Akathistoshymne — Erik Peterson: Das priestertliche Königtum Christi — Otto Graf: Der katholische Akademiker in der Pfarrei — Paul Kopp: die Bedeutung des Religiösen für die Gesundheit und Gesundung des Menschen — Friedrich Braig: Friedrich von Schlegel — Von Paul Cézanne — Oskar Bauhofer: Das Religiöse als Lebensform — Julius Tyciak: Von russischer Frömmigkeit — Pfingsten 1937 in Würzburg: Das christliche Bild vom Menschen

1937

Erstes Heft

Januar bis März

Zehntes Jahr

Literar. Institut P. HAAS & Cie. K. G. Augsburg

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 12.- ffs.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.

L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser zum gesund werden und gesund bleiben.

Jahresabonnement 9 Frs. Probenummer gratis

Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8



Elsass-Land Lothringers Heimat

17. Jahrgang

JUNI 1937

6. Heft

Das Vermächtnis des letzten Hafnerzunftmeisters

Mitgeteilt und mit Erläuterungen versehen von A. Herborth

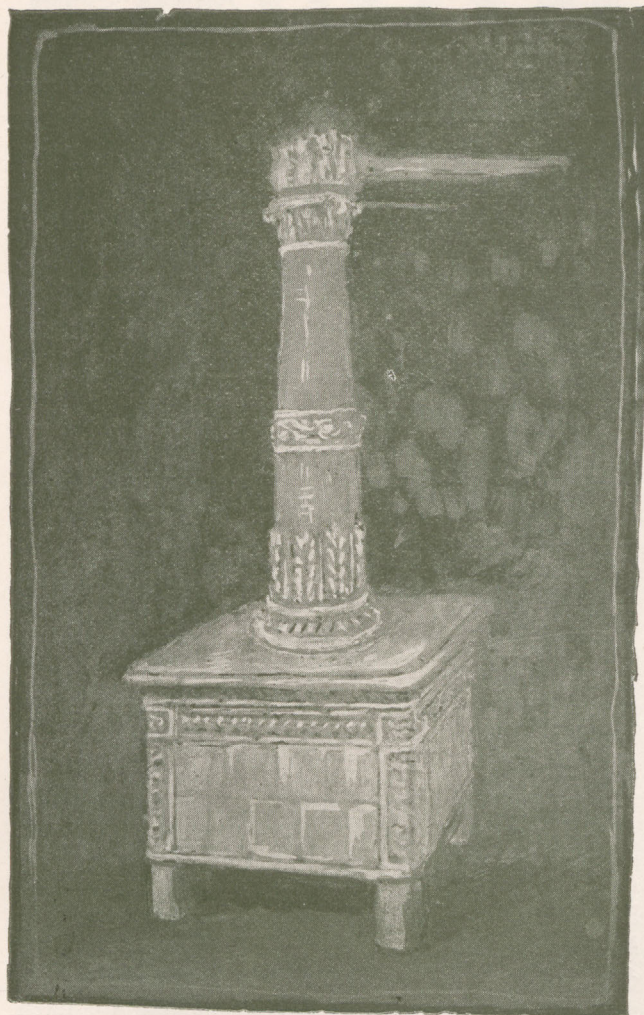
Die Strassburger Tonwarenerzeugnisse aus der Zeit der Zünfte kann man als ein handwerkliches Gebilde mit künstlerischer Beseelung ansprechen, die sich besonders in Form und Schmuck ausdrückt. Der gebrauchsmässige Zweck der Gefässe gebar die Form, das Bedürfnis nach Schönheit ihren Schmuck. Darin liegt das Geheimnis und der Stil der guten, alten Handwerkskunst, der der Natur abgelauscht ist. Wie die Natur aus dem Stengel der Pflanze Blätter und Blüten treibt, so betrachten die alten Töpfermeister die Form als den Stamm, der ohne Blätter- und Blumenschmuck nicht denkbar ist. Der Schmuck ist das belebende Element der veredelten Form. Darum kommt die handwerkliche Kunst in ihrer Vollendung den Naturgebilden so nahe.

Werkstoff und Formgebung, Glasur und Schmuck gut zu durchdenken und miteinander zu durchdringen, war selbstverständlicher Arbeitsgrundsatz des zünftigen Hafnermeisters. Beim Meister lernte der angehende Töpfer nicht nur die handwerksmässigen Kunstgriffe seines Fachs, er atmete in der Luft der Werkstatt auch diesen Geist des guten Handwerks, der vollendeten Handarbeit und vererbte ihn weiter auf Kind und Kindeskind, die in dem Handwerk der Väter aufwuchsen. Die von Zunft wegen vorgeschriebene Wanderschaft der Gesellen trug dazu bei, dass der Blick für das gute Neue geweitet wurde und dass sie neue Erfahrungen in den Dienst ihres Gewerbes stellen und zu dessen Nutz und Frommen verwenden konnten. So wurden sie Wegbereiter des Bessern, das stets des Guten Feind ist. Indem sie ihr Handwerk über alles in der Welt stellten, halfen sie seinen goldenen Boden gründen. Nicht nur

Stolz und Selbstvertrauen beseelten die alten Handwerksmeister, sondern auch ein starkes Standesbewusstsein, das Gefühl, dass Ehre und Ansehen des Handwerkes über Gelderwerb und persönlichem Vorteil stehen. Diese hohe Auffassung ihres Berufes führte im Hafnergewerbe Männer wie Hannong, wie Kromer zu wohlverdientem Ruhme.

Während die Hannong-Fayencen mit ihren Schmuckmotiven nach unsern heutigen Begriffen als kunstgewerbliche Arbeiten zu werten sind, gehören die dekorativen Motive des Strassburger Hafnermeisters Theodor (?) Kromer dem Gebiete der Volkskunst an, die unserm Hafnerhandwerk ihren Stempel aufdrückte. Das zeigen die nach Faustskizzen Kromers angefertigten Zeichnungen zur Genüge, die dieser Arbeit beigegeben sind. In der Stilisierung dieser Schmuckmotive wie der Taube, der drei Fische, der drei Hasen, des Rosenzweiges sind starke Anklänge an die Sufflenheimer Töpferkunst früherer Zeiten unverkennbar. Die Strassburger wie die Sufflenheimer Hafner bemalten ihre irdene Ware mit dem Malhorn. Diese Arbeitsweise mit flüssigem Tonschlicker begünstigt die schwunghafte Linienführung oder punktartige Ornamente in dieser Stilisierung. Dagegen führen uns die figürlichen Darstellungen des Postillons, des Nachtwächters, des Jägers und des Trinkers schon mehr in den Bereich der Fayencetechnik, der Pinselmalerei auf der vorgebrannten Fayenceglasur. Zuerst wurden die Umrisslinien in dunkler Farbe mit dem Pinsel aufgetragen und die Fläche sodann in breiter Pinselführung in verschiedenen Farben ausgefüllt. Gelegentlich sind die bildlichen Darstellungen mit volkstümlichen Sprüchen versehen, die heitere Lebensfreude und behaglichen





Entwurf zu einem Fayenceofen von Kromer

Lebensgenuss verraten. Beide Arten der stilisierten Motive geben dem elsässischen Handwerk der Zunftzeit ihr charakteristisches Gepräge und gestatten uns einen Blick in die elsässische Volksseele und den frischlebendigen Gewerbefleiss der altelsässischen Hafnermeister.

Der Kromersche Entwurf zu einem Fayenceofen führt uns in das Gebiet der Strassburger Ofenhafnerei. Die Fayenceöfen und Kamine, die von den Strassburger Hafnern hergestellt wurden, waren in Formgebung und architektonischem Aufbau gut proportioniert. Sie trugen so ihr gut Teil dazu bei, dem bürgerlichen Wohnraum sein Eigengepräge zu geben, und legen Zeugnis ab, dass die alten Hafner mit der Wohn- und Raumkunst noch in lebendiger Fühlung standen. Bei unserem Fayenceofen ist die Lösung der Rauchfangfrage sehr eigenartig. Der dem Feuerherd aufgesetzte Säulenschmuck ersetzt das eiserne Abzugsrohr, das bei

den alten Strassburger Fayenceöfen gewöhnlich die Regel ist. Den Schmuck der in erhabener Arbeit gebildeten Zierkacheln teilt er mit den meisten Strassburger Oefen. Nur vereinzelt treffen wir Oefen und Kamine dieser Zeit mit malerischem Zierat.

Nachstehend gebe ich die persönlichen Aufzeichnungen des Strassburger Hafnermeisters Theodor Kromer wortgetreu im Urtext wieder. Vor langen Jahren hatte er sie auf meinen Wunsch niedergeschrieben und mir das Manuskript zu freier Verfügung überlassen. Ich veröffentliche sie hier als teures Vermächtnis des letzten Hafnerzunftmeisters der Stadt Strassburg. Die interessanten Notizen eines gediegenen alten Handwerkmeisters verdienen es, der Nachwelt überliefert zu werden. Sie rufen in uns ein wehmütiges Gedenken an die Blütezeit der Strassburger Töpferkunst wach und sind zugleich eine ernste Mahnung, den im Elsass noch bestehenden Töpfereien unsere liebevolle Aufmerksamkeit und tatkräftige Unterstützung zu schenken, damit dieser edle Zweig uralten Handwerksfleisses weiter blühe und gedeihe und nicht auch eines Tages verschwinde wie die Strassburger Hafnerkunst der Zunftzeit. Meine Anmerkungen und Erläuterungen sind durch kleineren Druck kenntlich gemacht. Die Satzzeichen sind nach neueren Grundsätzen gesetzt.

* * *

Mein Grossvater als Hafnergeselle von der Wanderschaft von Paris retour, blieb in Strassburg, gründete hier im Jahr 1809 ein eigenes Hafner- und Ofengeschäft. So wie mir mein Vater erzählte, wurde, wie üblich bei Hafner und Töpfer, Blatten, Schüsseln, Teller, Blumentöpfe und Ofenkacheln hergestellt. Zu jener Zeit boten die Hafner drei Mal per Jahr ihre Töpferwaren auf dem Geschirrmarkt oder Messe feil, und dies an Ostern, Johannis und Weihnachten. Dieser Markt fand auf dem Münsterplatz, dann Jung St. Peterplatz statt. Die Ware wurde im Rückkorbe hingetragen. Habe selbst noch solche helfen malen mit dem Malhorn.

(Das Malhorn ist ein kleines, mit einem Federkiel versehenes Töpfchen, das mit gefärbter, weichfliessender Tonmasse gefüllt wird. Beim Bemalen der Töpferwaren fliesst der Tonbrei durch den Federkiel und ersetzt so den Pinsel. Diese schöne Technik wird auch heute noch von den Sufflenheimer Töpfern ausgeübt.)

Als Ofenarbeit hatte mein Grossvater das Bürgerhospital zu versorgen. In jedem Saal waren ein oder zwei grosse Oefen aufgestellt. Diese Oefen hatten bis 1.50 Meter Breite, 3 Meter Länge und



Glasmühle mit Hundebetrieb beim Töpfermeister Adolph Burger in Suffelheim 1906

1.80 Höhe, waren aus glatten, feuerfesten Kacheln hergestellt, mit grüner Schmelzglasur glasirt, das Fussims wie Obersims weiss glasirt. Die Oefen sind zu Holzfeuerung eingerichtet.

(Als Schmelzglasuren bezeichnet man diejenigen Glasuren, welche durch einen Zinnzusatz opak, d. h. undurchsichtig und weiss werden. Auch die Hannong-Fayencen sind mit einer solchen Schmelzglasur versehen. Siehe meine Artikel «Strassburger Fayencen» in dieser Zeitschrift 17 (1937), 75—80.

Nach dem Tode meines Grossvaters übernahm mein Vater das Geschäft 1827. Es wurde selbiges Fabrikat hergestellt, auch noch Kaminröhre, diese wurden zuerst auf der Töpferscheibe gedreht, später geformt.

(Der Grund ist darin zu suchen, dass das Formen in Gipsformen leichter war als die Herstellung der Röhren auf der Drehscheibe. Wenn einmal das Modell des Rohres fertig gestellt war, so wurde dieses Original in Gips abgegossen. Aus dieser Form konnten dann beliebig viele Röhren geformt werden, die dem Original genau entsprachen. Auf der Scheibe war ein so genaues Arbeiten nicht möglich.)

Auch wurde Puppengeschirr angefertigt, d. h. Kinderspielzeuggeschirr. Beim Brennofen einsetzen wurde in jede Kachel-Kranzstück, oder wo es thunlich war, ein oder zwei solch kleines Geschirr gestellt und mitgebrannt. Es waren das ganze Jahr zwei Scheibenarbeiter mit diesem Puppengeschirr beschäftigt, andere mit Kacheln machen, andere mit Ofensetzen.

(Kachelkranzstück nennt man die Stege, welche an der Rückseite der Kacheln angebracht werden und

Hohlräume bilden. Sie dienen dazu, die Kachel gerade zu halten und sie versetzen zu können. Scheibenarbeiter sind die Gesellen, welche das Geschirr auf der Drehscheibe freihändig formen.)

Habe helfen Banden, Beschütten(Engobiren), Glasiren, heiss Henkel ansetzen und Stollen (Füsse). Um Weihnachten wurde das Puppengeschirr auf den Christkindelsmarkt verkauft. Dies wurde bis im Jahr 1858 gethan, dann nicht mehr auf den Markt gegangen. Das Puppengeschirr an Händler abgegeben.

1862 wurde sehr wenig Töpfergeschirr gefertigt, einiges feuerfestes, inne weiss schmelz, ausen braun glasirt. Auch waren die alten Gesellen ausgestorben und keine junge nachgezogen worden. In den Jahren 1860 à 1870 waren in Strassburg nicht weniger als 14 Ofenfabriken, Hafner und Pfeifenfabrikanten mit je zehn bis ein Arbeiter tätig. Jeder hatte ein Brennofen, gross oder klein. Zwei von den Ofenfabriken hatten jede ein Pferd in Manege gehn zum Glasur malen und Thon zu bearbeiten. Die Einrichtung war sehr primitif. Die Fabrik, welche für die erste galt, hatte sogar eine Erdwalz mit hölzernen Walzen, alles Handbetrieb. Der Platz war sehr beschränkt in jedem Geschäft. Die zwei, welche Pferde hatten, waren Düngergrube, Manege, Glasurmühle, Mörser alles im Pferdestall. Ueberhaupt fehlte es bei der Mehrzahl an Reinlichkeit. So wie mir mein Vater erzählte, befand sich in einer Fabrik Magdalengasse eine Windmühle, um die Glasurmühle in Gang zu brin-

gen. 1876 wurde keine Scheibenarbeiten (auf der Töpferscheibe) mehr gemacht. Mein Vater war überhaupt der einzige, welcher noch eine Drehscheibe hatte, diese wurde aber nicht gebraucht. Auch hatte er (zum) Zinnglasurmahlen ein grosses Rad, in welchem zwei Hunde sich ablösend liefen. Später wurde dies Rad und die zwei Hunde abgeschafft und durch zwei Glasurmühlen mit Zahnräder ersetzt.

(Unser Bild zeigt eine solche Glasurmühle mit Hundebetrieb aus Sufflenheim, wie sie 1906, also vor 30 Jahren noch bei dem Töpfermeister Burger bestand. Der Hund war durch ein Zaumzeug an der Wand festgebunden und musste auf einer runden Platte laufen. Wenn er zu laufen anfangt, drehte sich die Platte unter seinen Füßen und setzte die zwei reibenden Mühlsteine in Bewegung. Der arme Hund selbst kam auch beim stärksten Tempo seines Laufens nicht von der Stelle.)

Es wurden um diese Zeit auch gemalte Oefen gefertigt und ein Porzellanmaler gebraucht, welcher die Kacheln bemalte und in einer Mufel brannte. Mein Vater erlaubte mir, selbst eine Mufel zu bauen. Ich habe auch die Farben selbst gefertigt, später von auswärtzt bezogen. Habe einige Oefen gemalt und gebrannt, sehr guten Erfolg damit gehabt, sogar mit couleurs de grand, nicht in Mufel gebrannt, sondern im grossen Fayencebrennofen. Es wurden auch eingelegte Oefen gefertigt, habe selbst solche gemacht, einige Stücke von Kacheln dem Museum gegeben.

(Die Muffel ist ein Brennofen, welcher im Innern eine geschlossene Kammer bildet, die von den Feuer gasen umspült wird, ohne dass sie mit der Ware in Berührung kommen.)

1880 übergab mir mein Vater das Geschäft. Ich war der erste, welcher farbige Kacheln herstellte. Meine Collegen hatten die Mehrzahl keine Ahnung von diesen farbigen Hafnerglasuren, auch verschwanden nach und nach die Ofenfabriken in Strassburg. Ich war der letzte, welcher bis 1914 aushilt.

Von der Zunft hat mir mein Vater erzählt, es gäbe schon längst keine mehr in Strassburg. Er hatte von seinen Colleguen den Tittel oder das Amt als Placeur, und es sollte jeder Meister sich bei ihm melden, so er ein Geselle wünschte, sowie die Gesellen, wenn sie eine Stelle suchten. Es wurde aber niemals Gebrauch von dieser Verfügung gemacht. Die Arbeiter wechselten sehr wenig, und fremde Gesellen fanden sehr schwer keine Arbeit hier. Ich erinnere mich, dass fremde Arbeiter, Handwerksbursche, Besuche machten und wie gebräuchlich an der Werkstattthür anklopfen, auf das Herein eintraten, Hut abnehmen und sprachen: «Grüss Gott, Meister und Gesellen» und ein Spruch

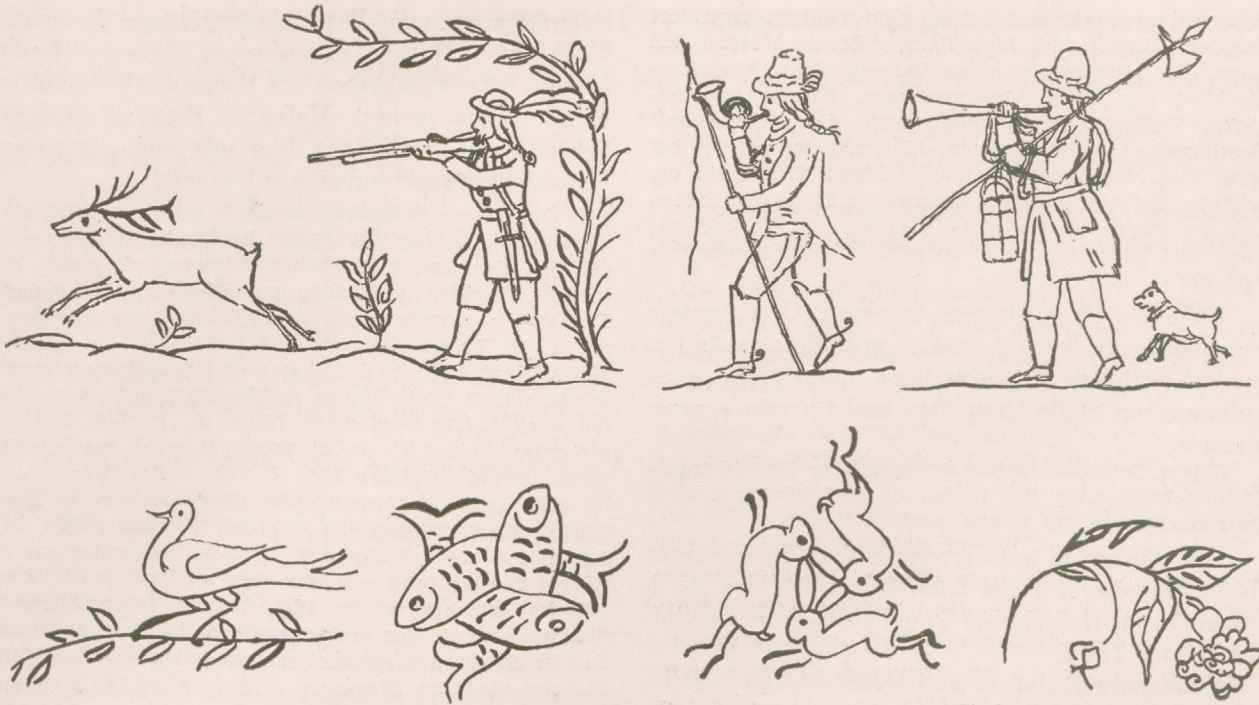
hersagten. Der Meister oder Altgeselle ihm Antwort gab, ihm die Hand reichte und die Frage stellte: «Wo komst du her? Wo hast du das letzte Mal gearbeitet? Wo gehst du hin?» Nach beantworten dieser erhält er ein Zehrpennig von dem Meister und von den Gesellen. Er dankte und verabschiedete sich wieder mit Spruch.

(Es ist wirklich schade, dass Meister Kromer uns diesen Gesellengruss und Gesellendank nicht überliefert. In Strassburg, wo die Revolution die Zünfte abgeschafft hatte, fehlte ihm das Verständnis für die Regeln und Formeln des Handwerkerlebens. Die Wanderzeit des Gesellen wies eine Menge von poesievollen Sprüchen und Gebräuchen auf, deren Ueberreste es wohl wert jären, sorgfältig gesammelt zu werden. Von alten Handwerksmeistern, die noch gewandert sind, wäre sicher noch manches zu erfahren.)

Als Arbeiten von meinem Grossvater ist noch vorhanden eine Tafel aus Thon, welche früher als Firmenschild gedient hat. Ich habe diese dem Kunstgewerbe-Museum übergeben. Von meinem Vater (ist) noch hie und da ein Ofen vorhanden, im Bürgerspital ein Ofen, Saal 17 befindet (sich) auch einige Gegenstände im Kunstgewerbe-Museum. Von mir noch farbige Oefen, unter andern das Obertheil (Aufsatz) eines Bauernofen schwarz braun glasirt, die vier Evangelisten darstellend. Der Ofen befindet sich im Bauernhaus Orangerie; ein Ofen Renaissance-Stil altgrün glasirt bei Schützenberger Schiltigkeim; einige Heiz-verkleidungen im Kammerzellenhaus; unter andern ein Gothischer Ofen. Der Entwurf wurde von Dombaumeister Knauth entworfen und die Formen in der Münsterhütte modelirt.

Beim Zug der Handwerker zur Feier des Gutenbergfestes 1830 war ein Wagen mit Ofen und Hafnerarbeiter so wie eine Deputation von Meister. Die Meister gingen vor dem Wagen her mit Fahne. Diese Fahne muss heute noch vorhanden sein. Ein Arbeiter auf dem Wagen formte Medaillon aus Thon mit Gutenbergbild und händigte diese Medaillons dem Publicum ein mit den Worten: «Voici la Gutemberg». Ich habe dem Museum solch Medaillon gegeben sowie die Formen.

In den Jahren 1860 wurde geplant, solch ein Zug zu Ehren Napoléon III und seiner Eugénie zu organisiren, es erfolgte aber nicht. Bei dieser Gelegenheit wurde meinem Vater die Fahne von 1830 auch vorgelegt, ich habe diese auch gesehen. Der Ofenfabrikant J. Hugelin wollte an dieser Fahne eine Aenderung anbringen, bei dieser Gelegenheit ist die Fahne verschwunden. Ich sprach einstmals mit Herrn Museums-Direktor Schrickler darüber und erhielt zur Antwort, die Fahne wäre dem Mu-



Kromersche Ornamententwürfe für Töpferarbeiten

seum übergeben worden. Ich erinnere mich, dass ich in Wasselnheim beim Mestiaufzug ein Wagen gesehen habe, auf welchem sich ein Hafner befand mit Scheibe. Der Hafner hies Barbenès, war früher Arbeiter bei meinem Vater. Derselbe drehte Dekkel, die er dem Publicum einhändigte und unter die warf. Jeder wollte ein haben. Als er aufgefangen wurde, war er zerquetscht. Dableau!

Es wurde in Strassburg folgendes Fabrikat hergestellt: Thönerne Oefen mit aufgesetzten glasierten Verzierungen, Kuppel von mir dem Museum gegeben, glatte marmorierte Kachlen, auch weisse engobirte mit blau betupft. Museum gegeben. Herrn Abée Müller-Simonis hat auch ein Ofen dem Museum übergeben. Auch hat das Museum ein Kamin-Ofen, weiss Schmelzglasur mit blau, war in Ruprechtsau Karpfenweg in altem Haus aufgestellt. Ich habe in der Prefectur, jetziges Statthalter Palais, vor 1870 ein Ofen weiss grau schmelz gesehen. Dieser befand sich im Vestibül, wurde beim Bombardement zerstört. Auch befanden sich zwei grosse Ofen Stil Louis XIV im Erdgeschoss im Schloss Rohan. Diese zwei Ofen wurden, als die Universités die Bibliothek einrichtete, abgebrochen und auf den Schutt geworfen.

(Hier hört man zwischen den Zeilen den Vorwurf heraus. Wenn man bedenkt, dass im Rohanschloss sicher nicht die schlechtesten Erzeugnisse der Handwerkskunst Eingang gefunden haben, kann man den

biedern Hafnermeister verstehen, dass er aus seinem Bedauern über einen solchen Vandalismus kein Hehl macht.)

Ich habe auch auf einem Landgut in Dorlisheim ein gemalten Ofen gesehen. Diesen Ofen halte ich für ein Hannongofen, derselbe befindet sich gegenwärtig im Schloss in Kolbsheim. Im Kunstgewerbe-Museum befindet sich auch ein gemalter Ofen. Dieser wird auch als Hannong Ofen angegeben, ich behaupte diesen als Schweizer und bestreite die Benennung desselben als Hannong Ofen. Nur nicht Kenner können solches behaupten. Auch befindet sich manches Stück in demselben Museum, welches nicht von Hannong herkommt.

(Zur Orientierung der Kunstliebhaber stehe hier die Bezeichnung, welche sich neben dem strittigen Ofen im Museum befindet: «Poêle de fayence de François Paul Acker, maître-poëlier à Strasbourg, beau-frère de Paul Hannong. — Décoré dans la manufacture de fayence de Hannong, environ 1760, provenant du Roller-Hof à Bâle.»

Da bekanntlich die alten Kacheln selten das Markenzeichen des Herstellers tragen, so muss man sich auf Vergleiche in der Beschaffenheit des Scherbens, der Glasur und ihrer Anwendung in der Technik als auch auf die Dekorationsart stützen. Aber auch hier können Irrtümer vorkommen, da kein Keramiker stets das gleiche Rohmaterial zur Verfügung hat oder aus technischen Gründen vielmals die Zusammensetzung der Masse und der Glasur ändert. Bei unserm umstrittenen Ofen kann noch der Umstand in Betracht gezogen werden, dass er in Strassburg nur auf der Glasur

dekoriert und gebrannt wurde, also wohl weissglasiert aus der Schweiz nach Strassburg gebracht worden sein kann; der Hinweis auf dem Vermerk der Museumsdirektion legt diese Annahme nahe. Bei den zweifelhaften Gefässen der Hannongepoche den Urheber mit Bestimmtheit zu bezeichnen, hält oft schwer, selbst wenn das Markenzeichen aufgedrückt ist. Denn die schönen Formen und Schmuckmotive Hannongs haben anderen Fayencefabriken als Muster und Vorbild gedient und haben sie sogar zu sklavischer Nachahmung verleitet.)

1830 bis 1870 wurden tragbare Ofen, weisse Schmelzglasur, auch bemalte mit Messingbänder, auch Kochherde in Strassburg hergestellt, auch colonnes an Stelle Ofenröhre und Cheminée prussiennes.

(Diese Ofen sind als ausgesprochene Strassburgeröfen zu bezeichnen. Wir finden sie noch häufig in alten Patrizierhäusern im Elsass vor.)

Als Thonerde wurde verwendet: Strassburger Thon, Hagenauer Thon, Schweighauser Thon, Riedselzer Thon, Holzheimer Thon, Epfiger Thon, Sufflenheimer Thon.

Strassburger Hafner und Ofenfabriken, welche mir gedenken: Diehl, Brunnergasse, Ofenfabrik; Gerner, Marktgasse, Ofenfabrik; Geiler, Ruprechtsau, Ofenfabrik; Goppert, Langstrasse, Hafner und Ofenfabrik; Herrmann, Magdalenengasse, Ofenfabrik, Windmühle; Hugelin, Hennengasse, Hafner und Ofenfabrik.

(Von J. Hugelin besitzt das Strassburger Museum einen mit Malerei versehenen Fayencekamin, der dem Meister alle Ehre macht. In seiner Werkstatt hat der 1823 zu Gebweiler geborene und 1891 in Sèvres verstorbene Theodor Deck gearbeitet, der auch Schüler des Berliner Meisters Feilner war. Vergl. R. Biehler, Théodore Deck, in: Elsassland 3 (1923), 11 f.; A. Girodie, Théodore Deck, in: Revue Alsacienne Illustrée 5 (1903), 45—60; Deck Théodore, in: La Faïence. Bibliothèque de l'enseignement des Beaux-Arts. Paris 1887.)

Kirchheim, Gerbergraben, Ofenfabrik; Kaiser, Magdalenengasse, Ofenfabrik; Kromer, Waisenplatz, Hafner und Ofenfabrik; Scherl, Schöpflinstaden, Ofenfabrik; Siber, Finkweiler, Hafner und Ofenfabrik; Schwartz, St. Wilhelmgasse, Haffner. Zwei Pfeifenfabriken: Erkmann, Strassburg; Prévoist, Schiffleutgasse.

Hafner und Ofenfabriken im Elsass: Weissenburg, W. Braun, Hafner und Ofenfabrik; Schweighausen, Hafner; Hagenau Schuh, Fayencerie und

Ofen; Sufflenheim, Betschdorf, Hafner; Brumath, Hochfelden, Hafner. Strassburger Hafner, Ofenfabriken, Pfeifenfabriken im ganzen 14. Schiltigheim, Wengermann, Hafner; Erstein, Hafner; Schlettstadt, ein Hafner, hier soll auch die weisse Schmelzglasur erfunden worden sein.

(Von dieser Erfindung spricht auch der Thanner Chronist: «1283 stirbt jener berühmte Meister und Hafner, der eine sonderbare Wissenschaft hatte, die irdene Geschirr mit Glas zu Kleyden.» Malachias Tschamser, Annales oder Jahrs-Bücher der Barfüsseren... zu Thann. Colmar 1864 I, 212. — Die gleiche Notiz kehrt auch in der Colmarer Dominikanerchronik wieder: 1283 Obiit figulus in Slezistatt qui primus vitro vasa fictilia vestiebat. Nach A. Dorlan, Notices historiques sur l'Alsace et principalement sur la ville de Schlestadt. Colmar 1843 I, 277. Diese Behauptung ist von da in die Fachliteratur übergegangen. So finde ich bei Karl Wilkens, die Töpferei (Weimar 1870, 97) folgende Stelle: «Untersuchungen im Laboratorium zu Sèvres zufolge fand man vor dem 13. Jhd. keine europäische Tonware, welche Blei, Kupfer oder Zinn enthielt und wurde das erstgenannte Metall erst in dieser Zeit in Glasuren verwendet und zwar von einem Töpfer in Schelestadt im Elsass.»

Von einer Fayenceglasur ist jedoch hier nicht die Rede. Sie ist auch nicht im Elsass erfunden worden, wie ich in dem schon angezogenen Artikel «Strassburger Fayencen» nachgewiesen habe.)

Colmar, Acker, Ofenfabrik; Münster, Herrscher und Dietrich, Hafner und Ofen; Mülhausen, Scheidecker, Ofenfabrik; Wasslenheim, Barbene, Hafner; Zabern, Gehringer, Hafner; Barr, Mock, Ofenfabrik.

(Entgangen ist Meister Kromer die alteingesessene Ofentöpferei des Kachlermeisters Ch. Hanser in Altkirch. Diese Firma war 1913 auf der Altkircher Handwerker Ausstellung und im gleichen Jahr auf der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Strassburg, Abteilung für Landhandwerk und Heimgewerbe mit selbsthergestellten Kachelöfen vertreten, die starke Beachtung fanden.)

*

Mit dieser Aufzählung der elsässischen Hafner und Ofenfabriken schliessen wir die inhaltreichen Erinnerungen Kromers. In den Nachkriegsjahren habe ich den Meister aus den Augen verloren. Selbst sein Todesjahr ist mir entgangen. Er soll zwischen 1925 und 1930 gestorben sein. Diese Zeilen mögen als bescheidenes Denkmal seinen Namen der Vergessenheit entreissen.

Sprüchlein des Hafners Christian Friedrich Kromer

Aus einer Abschrift seines Sufflenheimer Spruchbüchleins vom Jahre 1803, mitgeteilt von Dr. J. Lefftz

Las ein Jeden, wer er ist,
so bleibst du auch, wer du bist.

In meiner Brust steht angeschrieben:
ich will dich treu und herzlich lieben.

Meiner Freundschaft gegensein
soll stets ohne Flecken sein.

Was ich hier reden will, zeigt dieser Reimen an,
weil ich dadurch mein Herz am besten zeigen kann.

Wann man auf Hyrath geht, so seh man nur auf
Sachen,
die volle Beruhigung und keinen Kummer machen.

Drey Hassen und drey Ohren,
hatt keiner keins verloren.

Ich liebe Redlichkeit, die Falschheit lasse ich.
Der Wohlstand deines Thuns mir alles Guts ver-
spricht.

In meines Grabes gruft,
da schlaf ich sanft,
bis mir Jesus ruft.

Ich hab ein Herz von Fleisch und Blut,
und nicht von dir, Mädchen,
treuen Herzen bin ich gut,
ich hass den Unbestand.

Seht doch das schöne Kindgen an,
wie es den Scherz vertragen kann.

Schöne Kinder muss man lieben,
dieses ist ins Herz geschrieben.

Alsdann wird unsere Lust im höchsten Grade stehen,
wenn eine Seele wird zur anderen Seele gehen.

Bald wollen wir uns selbst ein angenehmes lachen,
bald eine Höflichkeit, bald eine Kurzweil machen.

Zur Urkund wollen wirs den Sternen einverleiben,
die Engel sollen sich mit Menschen unterschreiben.

Alles, was Gott schafft und thut,
ist fürwahr recht schön und gut,
wenn man nur bedenket wohl,
wozu jedes Enden soll.

Ich bin ein Jäger in dem Wald,
ich Ziel aufs Hirschlein, bis es fällt.

Kleider machen Leute,
der Spruch ist nicht wahr,
Silber, Gold und Seide
trägt auch mancher Narr.
Selbstgesponnen, selbst gemacht,
rein dabei, ist Baurentracht.

Wer nicht in seinen jungen Jahre
bedacht ist, etwas zu erfahren,
muss oft in seinen alten Tage
erst über Nott und Mangel klagen.

Speis und Trank sind Gottes Gaben,
is und trink, das will er haben,
aber friss und sauf doch nie,
bist ja Mensch, kein Stück Vieh.

Die Berge die sind hoch und spitzig,
die Jungfern die sind hitzig,
sie brennen Hinten und Fornen an,
das sie möchten gern ein Liebster hahn.

Bonnebatt der ist ins Reich getrungen
und hatt den Keysser zum Frieden gezwungen.
Hätt sich der Keysser nicht dazu resolvirt
so wär der Bonnebatt nach Winn Maschirdt.



Trink und iss
Gott und die Armen nicht vergiss!

Erwins Marienkapelle im Strassburger Münster

Von Dr. L. Pflieger

Ueber die im Jahre 1316 von dem Münsterbau-meister Erwin errichtete Marienkapelle, ein Juwel gotischer Baukunst, das leider durch den Unverstand der kirchlichen Behörde im Jahre 1682 mit dem Lettner verschwand, haben wir nur die dürftige Notiz des Oseas Schädäus: «Wann man von dannen neben den Cantzel zum Chor gehen will, ist zur rechten Hand unser Frawen Capell, über welcher geborene Fürsten, Graffen und Herren pflegen der Predig zuzuhören, an deren stehet im Geländer mit überaus grossen an einander gehenkten alt Fränckischen Versal Buchstaben, das Ave Maria. Ueber dem Geländer das Credo in Deum etc. Und über demselben folgende Schrift: M.CCC.XVI. aedificavit hoc opus Magister Erwin. Ecce ancilla Domini. Fiat mihi secundum verbum tuum. Amen». Der alte Brunnsche Kupferstich lässt uns die Form und wunderbare Zierlichkeit der Kapelle, die mit einer flachen Empore bedeckt war, erkennen.

Auf dem von ihr bedeckten Altar stand eine Madonnenstatue, die bei den Prozessionen mitgetragen wurde, wie die weiteren Ausführungen noch zeigen werden. Am 1. April 1525 ist sie aus der Marienkapelle von den Anhängern der neuen Lehre entfernt worden. Um die noch immer zahlreichen Altgläubigen nicht zu sehr aufzubringen, beschloss der Rat, das Bild während der Nacht aus der Kapelle fortzuschaffen und in der Kapelle eine Tafel anzubringen mit einer Inschrift in goldenen Buchstaben: Gott allein die Ehre, oder Gloria in excelsis Deo. Die Gläubigen fuhren aber fort, brennende Kerzen in der ihres Hauptschmuckes beraubten Kapelle aufzustellen. Darum befahl der Rat unterm folgenden 15. April den Münsterknechten und den Sigristen, diese Lichter auszulöschen, «damit es nicht von andern geschehe».

Diese Madonna auf dem Marienaltar in der Kapelle, für deren Besuch Papst Innozenz VI im Jahre 1358 einen Ablass verlieh, wurde seit der Errichtung der Marienkapelle der Mittelpunkt der Marienverehrung im Münster. Ihre Volkstümlichkeit wurde durch das 1404 in ihrer Nähe aufgestellte «traurige Marienbild», das Anlass zur Legende der Junker von Prag gab, nicht gemindert. Dieses traurige Marienbild ist im Jahre 1523 von den Religionsneueren beseitigt worden. R. Forrer hat nachzuweisen versucht, dass es identisch ist

mit der 1803 wieder im Münster aufgestellten und noch jetzt in der ehemaligen Katharinenkapelle verehrten Schmerzensmutter, die aus dem Margaretenkloster stammte. Doch wurde dieses Vesperbild während des ganzen Mittelalters in St. Margareten verehrt, kann also nicht aus dem Münster stammen.

Auch die Madonna der Marienkapelle ist spurlos verschwunden. Wie sah sie aus? Genaue Anhaltspunkte für ihre Gestalt fehlen völlig. Dass sie in den feierlichen Prozessionen mitgetragen wurde, beweist, dass es eine Holzstatue war. Aus den Eintragungen im Schenkungsbuch des Münsters lässt sich ferner schliessen, dass das Bild die Mater gloriosa darstellte, eine Krone und das Jesuskind trug.

Viele Frauen schenkten für den Münsterbau allerlei Schmuckstücke: Ringe, Edelsteine, kostbare Rosenkränze, Perlenketten, die zum besten des Frauenwerks verkauft wurden. Manche Schenkerinnen knüpften seit dem fünfzehnten Jahrhundert an ihre Gaben die Bedingung, dass sie nicht veräussert, sondern zum Schmuck des Muttergottesbildes verändert würden. Wegen ihrer Bedeutung für die Geschichte der Marienkapelle bringen wir solche Einträge hier zur Kenntnis.

Wibel, die Frau des Petrus von Vendenheim, und ihre Tochter Katharina «hant besetzt ad coronam unum annulum aureum duorum florenorum. Jungfrau Margred von Hochfelden, die Krämerin in der Predigergasse und ihre Altvordern, «hant geben an U. Frauwen gezierde in der capellen XI gulden, ein topasius in unser frauwen cron». Elisabeth Lowin, Herrn Jakob Duntzenheims Hausfrau, schenkt «ein rein wysses röklin mit gulden lysten dem Jesuskneblin». Margarethe, die Witwe des Dr. Johannes Milfeldt «hatt geben ein Corallen pater noster mit eim bisemapfel, sint zehen ungefasste hertz an, und zwen berlin (Perlen) knöpff und begerd, man soll es zu unnsser frowen gezierd behalten». Dieselbe Bedingung stellt Klara von Wick; sie stiftet im Jahre 1502 «ein korallen pater noster mit einem silberin übergulden bysem apfel uud zwei silberen vergülten knöpfen und sind der korallen C und XXII zu gezierd unserer lieben frawen und nit witter zu brüchen zu keiner hoffart». Die Jungfrau Ketrin Müegin gibt



Inneres des Münsters mit Erwins Marienkapelle
Nach einem Stich von J. Brunn

«ein gülden ring mit rubin in unser lieben frowen gehenckt zu zier».

Mit diesen Kleinodien wird an hohen Festen das Madonnenbild geschmückt, ähnlich wie man noch im vorrevolutionären Spanien die Marienstatuen an berühmten Wallfahrtsorten mit Schmuck behängte. Clara Heilmennin, die Ehefrau des Magisters Hermann Ritter, schenkt «annulum aureum sponsale suum cum saphiro precioso, pro decoranda ymagine beate virginis in capella in festivitibus et alias, conditione, ut von vendatur ne alienetur». Aehnlich Barbara, Frau des Mathias Ingolt, «cathenam auream in valore sedecim florenorum ad cultum dumtaxat divinum utendam». Auch Gewandstücke werden zur Bekleidung des Bildes bestimmt. So stiftet Sibylla Lewin, Alexius Lyssners Hausfrau, «ein wyssen lynen mantel mit gelwen syden esten und gulden listen zu gezierde unser lieben frowen bild».

Von besonderem kulturgeschichtlichem Interesse ist ein datierter Eintrag vom Jahre 1452. «Johannes Walt, burger zu Strassburg, het by sinem leben zu gezierde unser lieben frowen in der capellen zwei hübsche kleinat gegeben, das eine, einen köstlichen ametisten in golde verfasset, mit

einem güldin crützelin, gat über den stein, und ist das golt und das crützelin mit kleinen Robinlin und Smaragden umbeleit. Das ander cleinot ist ein güldin crützelin mit hundert und nün itel Robinlin umbeleit, in dem crützelin vil löbliches heiltumes (= Reliquien), das derselbe Hans Walt von Jerusalem, von sant kathrinen (Sinai) und von andern verren seligen stetten und landen gegen siten (jenseits) meres selber geholet und harbrocht und in das crützelin gelait het. Mit disen kleinoten sol man unser frowen bilde in der capellen zu den hochgeziten zieren und sü an das bilde oder dazu hencken, und ouch die kleinott niemen verköffen noch verüssern by pene zweijer hundert güldin hansen walt oder sinen erben zu gebende, ob man das verbreche».

Katharina Ulmen, die Frau des Krämers vor dem Münster, Jörg König, schenkt ein «kostlich korallen pater noster an die gezierd unser lieben frawen in der capellen zu allen höchsten festen zu bruchen das bild damit zu zieren und daz nit zu verkouffen in keinen weg, sonder allein bie der capellen lossen zu blieden. Das ist ir hinders letscht meinung gewesen daz fürhter kein hoffart damit verbrocht werde». Im Jahre 1470 hat Gertrud, die

Witwe des Junkers Böckel, «besetzt und geben dem werck unser lieben frowen ein silberin halssbandt zu einer gezierde unser lieben frowen bilde».

Auch liturgische Gewänder und Gefässe mit Zubehör wurden der Marienkapelle gestiftet. Am 21. Mai 1504 schenken der Ritter Ludwig Böckel, der Sohn der eben erwähnten Gertrud, und seine Frau Aurelia von Alatzheim «zu gebrauch der Kapellen ein silberin vergulden kelch uff alle unnsere frowen und hochzittliche tag zu brüchen in derselben kapellen». Von Lamprecht Sewald wird aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts verzeichnet «zu gezierd unnsere lieben frowen capellen ein swartze sammete Corporal mit einem künstlichen silberin vergulden cleinot unser lieben frowen byldnüß mit IIII berlehten knöpfen, geacht für zehen gulden, und einen vergulden gürtel mit einem swartzen porten, wigt XIII lot». Der Ritter Friedrich Bock, Stettmeister, gibt im Jahre 1507 «ein swartz nüw sametten Messgewant mit einem gestickten crütz zu gebrauch der capellen». Im fünfzehnten Jahrhundert stiften der Goldschmied Thyss und seine Frau Agnes zwölf Gulden «umb ein krütz uff ein syden kasukkel (= casula, Messgewand) in unser lieben frowen capell». In derselben Zeit schenkt Conrad Armbruster aus der Brandgasse «casulam sericam viridi coloris pro usu capelle utendam». 1503 legiert Elisabeth Bitscherin «ein swartz sameten corporal zu gebrauch derselbigen capelle».

Einige Einträge des fünfzehnten Jahrhunderts verzeichnen Gaben für die Ausmalung der Kapelle. Hans Zengel der Jung «hat geben ein kleit bi sinen lebtagen zu dem gemeltz der capelle unser lieben frowen». Diebolt Trutman und seine Frau stiften einen Gulden für denselben Zweck. Ein Magister Friedrich und seine Familie legieren den für jene Zeit sehr bedeutenden Betrag von fünfzig Gulden für die Vergoldung des Gewölbes. Im Jahre 1452 legiert Frau Clara Gerbottin, Witwe des Peter von Cöln, einundzwanzig Gulden für die Reparation der Altarbemalung.

An dem Altar der Marienkapelle wurden die vielen gestifteten Seelmessen gelesen, deren Kosten das Frauenwerk als Gegenleistung für die dem Werk vermachten Gelder und wertvollen Gegenstände zu bestreiten hatte. Der als Hüter der Kapelle bestellte Geistliche trägt den Namen capella-

nus fabrice. Im Lauf der Zeit wurden für den Altar in der Marienkapelle noch sieben Messpfründen gestiftet, deren Besetzung den Pflögern des Frauenwerks zustand. Jeder Pfründeinhaber hat zu bestimmten Stunden am Altar Messe zu lesen.

Aber auch andere Messstiftungen werden mit dem Altar verbunden. So stiften im Jahre 1491 Johannes von Erstein und seine Frau für jeden Freitag eine Messe zu Ehren der Passion Christi. Und im Jahre 1504 begegnen wir der Stiftung einer Samstagmesse durch das Ehepaar Peter Schramm von Godelshusen (Gottenhausen) und Ennelina von Zabern.

Aber der Kapellenaltar diente noch bloss den Zwecken des Frauenwerkes, auch die Stadt selbst stellte ihn in ihre Dienste. Neben ihm verlor der Frühaltar, das alte Stadtheiligtum, fast ganz seine Bedeutung. An ihm vollzogen sich in der Folgezeit meist nur noch Trauergottesdienste für hohe Persönlichkeiten, die der Rat besonders ehren wollte.

Zum Dank für den Abzug der Armagnaken im Jahre 1445 verordnete der Rat, dass von nun an alle Samstage und Sonntage in der Kapelle das Salve Regina gesungen werden sollte, eine Stiftung, die in Strassburger Kirchen andere nach sich zog. Private Stiftungen für das Salve Regina in der Marienkapelle sorgten dafür, dass die schöne Marienantiphon täglich gesungen wurde. Auch die vom Rat anlässlich erfochtener Siege gestifteten Messen wurden auf dem Altar der Marienkapelle gelassen.

Im Jahre 1501 lobte der Humanist Jakob Wimpfeling den Stadtrat, dass er in der Marienkapelle im Münster früh und abends Gottesdienste eingesetzt habe und mahnt ihn, der Stadtpatronin die Treue zu halten. Und noch im Jahre 1521, als die Lehre Luthers in der Stadt schon Wurzel faßte, beleuchtet der Leiter der Domschule, Hieronymus Gebwiler, die Bedeutung der Marienkapelle durch die Mitteilung: «Alle morgen, ee dan die porten uffgon, so haltet man in unser frowen capell ein hilgermess, dornahs vor unser frowen zwo besonders mess, dornoch eine singende in der capell alle tag, darzu vesper und salve noch der singenden mess in unser frowen capell; ist kein tag, es weren dri oder vier messen gelesen». Der alte Stadtaltar ist bei diesen Messen nicht mehr erwähnt.

Ueber den Ursprung einiger Flurnamen

Vielen Wiesen, Feldern und Aeckern, auch Waldrevieren, hat der Bauersmann einen besonderen Zunamen, oder wie er sagt, einen «Familiennamen» gegeben. Solche Namen haben sich hier und dort — man weiss nicht mehr wie — in das öffentliche Flurbuch eingeschlichen. Wir wollen an dieser Stelle einige in neuerer Zeit entstandene Feldnamen aufzählen und unsere Notizen hierzu mitteilen.

Die Syrupquelle

Auf der Bannkarte von Rheinau sehen wir zwischen den Feldkantonen Kehle und Neufeld einen Graben, der den Namen Syrupquelle trägt. Wünsch Ignatz (88 Jahre alt) und Risser Viktor (87 Jahre alt), die zwei ältesten Bürger von Rheinau, erzählten uns folgendes: S'Flamme Kätzel und s'Flamme Lissel aus der Familie des Flamm Mathis zogen öfters in's Neufeld auf die Weide. Eines schönen Tages wurden sie mit den Weidbuben überrascht. Im Orte verbreiteten sie die dumme Geschichte, sie hätten Sirup aus der Quelle bei der Keiwegrueb getrunken. Seither nennt das Volk den Platz, wo das Brunnwasser in den Schollenrhein-Kehlweiergraben fliesst, Syrupquelle. Der alte Sauhirt Flamm Alisi, welcher sich rühmte, auf einer Wildsau durch den Wald geritten und zwischen zwei Erlenstämmen abgestreift worden zu sein, hatte diese Narretei überliefert.

Solche Erzählungen aus dem Hirtenleben sind keine Seltenheiten. Die lustigsten, ja manchmal die dümmsten Einfälle der Hirten gaben oft Anlass zur Bildung eines Feldnamens. Flamm Mathis wurde in Rheinau am 22. August 1797 geboren. Es ist möglich, dass vor der Begradigung des Rheinlaufes an der bezeichneten Stelle eine Quelle hervorsprudelte.

Das Saint-Julien Loch

Aus der Zeit der grossen Rheinüberschwemmung im Jahre 1876 stammt der Feldname Saint-Julien Loch. Dieses befindet sich zwischen den Gewannen Gänshecken und den Aeusseren Fahrschollen in der Nähe der oben erwähnten Kehle. Als am 17. Juni 1876 die Wasser sich an dem kleinen Querdamm in bedrohlicher Weise stauten, hieb der damalige Cantonnier Joseph Saint-Julien kurz entschlossen den Damm durch. Er rechnete damit, dass sich das Hochwasser den Rheinwald hinunter gegen Daubensand bewegen würde. Statt dessen, drangen die Fluten durch die Schanze in das

Brunnwasser und überschwemmten einen Teil des Dorfes. An der Dambruchstelle entstand ein mächtig grosses Loch, welches nun für alle Zeiten den Namen Saint-Julien Loch tragen wird.

Der erste Saint-Julien kam um 1690 als Leutnant der Freien Kompagnie des Hauptmanns Bernard von der Ungarischen Legion de Verceil («illustrissimi Di. Josephi St. Julien quondam officialis in cohorte Di. Bernardi») nach Rheinau. Er war in zweiter Ehe mit Maria Magdalena de Beau-lieu verheiratet und durch diese Heirat mit Philippe Christian Böcklin von Böcklinsau der Obenheimer Dorfherrschaft verschwägert. Da die Familie sehr kinderreich war, finden wir ihre Glieder in alle Weltteile zerstreut (Ignace Saint-Julien wanderte 1838 nach Amerika aus). Die Familie Saint-Julien soll aus dem Département Seine-et-Oise stammen.

S'Rollersgrund

Die Spitze der bewaldeten Rheininsel Atzelkopf bei Rheinau nennt der Bauer «S'Rollersgrund». Toni Schwäntzel brachte vor etwa 50 Jahren einen Katzenroller in einem Mehlsack auf die Sandbank des Atzelkopfes (Atzelkopfgrund). Im Augenblick, da er den Sack öffnete, um den Roller zu ertränken, nahm das flinke Krallentier Reissaus und verschwand in den Dschungeln des Atzelkopfwaldes. Unmittelbar vor dem Rollersgrund (badische Seite) konnte man vor Jahrzehnten im Rhein noch einige Mauerwerke sehen; man hielt sie für die Ruinen des versunkenen Klosters der Rheinauer Domherren.

Mathias Schwentzel war vor der Revolution in Rheinau Flötenmacher (tibiarius faber). Auf ihn geht die Familie zurück. Es war Schwäntzel Xaveri, cabaretier, welcher vor 1870 die 27 Eichstämmen zum Bau der fliegenden Rheinbrücke («bac à treille») gefällt hatte.

Der Schnapskopf

So heisst ein Walddistrikt im Mackenheimer Bann am sogenannten Mühlbach. Nach Mitteilung der Familie Walter auf der Herrenmühle (vgl. Ludaescher Joseph: Gesch. d. Dorfes Mackenheim) ist der Name Schnapskopf im Jahre 1816 entstanden. Die Tagelöhner, welche den Mühlbach ausgruben, erhielten damals vom Mackenheimer Müller jeden Tag zu ihrem Lohn ein Stück Brot und einen Schnaps.

Der Sechsechtziger

Vor einigen Jahrzehnten starb in Witternheim Toni Hatsch, Sohn von Alisi. Man nannte ihn nur «Der Sechsechtziger», und so heissen heute noch die Nachkommen. Ihnen gehört eine grosse (3 ha) Wiesen- und Waldfläche in dem Gewann Steinaehl, die nun ebenfalls den Namen «Der Sechsechtziger» trägt. Toni Hatsch konnte nicht richtig mähen. Bevor er seine Sense ansetzte, soll er sie 86 Mal gewetzt haben. Andere Bauern behaupten, er hätte die Wiesenstrecke vorher 86 Mal abgemessen.

Diese Gegend ist botanisch sehr interessant. Hier können wir noch alte Bestandteile der einstigen Riedvegetation sehen. In der Schlut («Erlenmatt»), die dem Friesenheimer Bauern Léon Hoffert gehört, blühen im Sommer die seltenen Sumpfveilchen (*Viola stagnina*), die Sibirische Schwertlilie (*Iris sibirica*) u. a. m. Als wir am 31. August 1936 diese Stelle besuchten, sahen wir daselbst eine herrliche Pflanzung von Lungenenzian (*Gentiana Pneumonanthe*), auch weissblühende Pflanzen!

Solch auffällige, der Bauernsprache eigene

Feldnamen gibt es noch viele und in allen Ortschaften. Wir gedenken, in einem späteren Artikel die alten Flurnamen der Rhein- und der Riedgenden eingehend zu behandeln. Wir werden dann den Unterschied zwischen der Toponymie der Rheinlandschaft und derjenigen im eigentlichen «Ried» näher kennen lernen. Nicht alle Flurnamen haben ein hohes Alter. Der grösste Teil ist erst im 17. und 18. Jahrhundert nach der Urbarmachung des Waldbodens oder später (1820—1860) nach der Entwässerung der Wiesen entstanden. Mancherorts haben die Schulmeister den Feldmesser ersetzt und dem Umbruch, den Neufeldern, den Egerden und Matten einen Namen gegeben. Auch von den französischen Uebersetzungen zu Beginn des 18. Jahrhunderts sind hier und dort noch einzelne verdrehte Namen erhalten.

Die von uns erwähnten Feldnamen sind in den Sprachschatz unserer Landbevölkerung übergegangen. Sie sind für alle Zeiten geprägt worden. Nur von der Begebenheit, die an ihren Ursprung anknüpft, werden unsere Kinder bald nichts mehr wissen.

Eugène Karleskind



Phot. A. Imbs

Meistratzheim



Abb. 1. Bellicus Surbur-Relief

Felskulptur vom Donongipfel

Der Donon im Lichte der neuesten Ausgrabungen

Von Dr. E. Linckeheld, chargé de Cours de Préhistoire an der Universität Strassburg

I. Einleitung

Wer den Donon nicht kennt, kennt die Vogesen nicht. Der Blick von seinem Gipfel ist überwältigend, einzigartig auch in dem Sinne, dass die drei verschiedenen Landschaftsformen, die in ihrer harmonischen Verschiedenheit und charakteristischen Prägung Elsass und Lothringen bilden nur von seinem Gipfel aus mit einem Blicke umspannt werden können: die Rheinebene, dorfbesät, vom grossen Strome wie mit einem Silberfaden durchzogen; das endlose Berggewimmel der Vogesen, kahl auf Kuppe und Hang, mit leuchtenden Dörfchen im dunklen Forst, soweit das Auge reicht; und dann etwas ganz Seltsames, das lothringische Hochplateau im Glanz seiner Weiher. Der Schwarzwald schirmt den Osten ab und bei klarer Sicht im Süden die Berner Alpen.

Die Landschaft gestaltet die Geschichte. Diese drei auch in wirtschaftlicher Hinsicht grundverschiedenen Bezirke bildeten zu Beginn unserer Zeitrechnung auch politische Einheiten. In Lothringen sassen die Mediomatriker, ein zäher Menschenschlag, eng mit der Scholle verbunden, auch in ihrem religiösen Leben ist schon damals ein starres Festhalten am Hergebrachten erkennbar. Die lachende Ebene war von den germanischen Tribokern besetzt worden: Eroberer zogen nie ins Gebirge. Dort hausten, westwärts des Kammes, die Leuker, der friedlichste Stamm Galliens: friedlich, weil arm; ihr Land zog keinen Eroberer an.

Die Grenzen der drei Stämme waren naturgegeben.¹⁾ Deshalb hören wir von keinem Streit. Hier oben stiessen die drei Stammesgebiete zusammen. Auf dem Gipfel des Donons trafen sie sich zur gemeinsamen Verehrung ihres höchsten Gottes, des Teutates, des «Vaters des Volkes», den die Römer Mercur nannten.²⁾ Gipfelheiligtümer waren ihm immer geweiht. Von den Kelten gilt in früher, d. h. vorrömischer Zeit, unbedingt das, was Tacitus an den Germanen hervorhebt: «Es entspricht nicht ihrer Anschauung von der Grösse der himmlischen Mächte, die Götter in Wände einzuschliessen oder sie irgendwie menschenähnlich nachzubilden. Sie weihen Haine und Wälder und benennen mit den Götternamen jenes Geheimnisvolle, das man nur in frommer Andacht schaut.»³⁾ Die in Ostgallien mehrfach belegten Tempelbezirke, denen gerade in jüngster Zeit eingehende Untersuchungen besonders in Trier gewidmet wurden, gehen z. T. bestimmt auf solche heilige Haine zurück. Bei Niedaltdorf an der lothringischen Grenze ist solch eine Kultstätte festgestellt. Im Elsass vermag ich jedoch noch keine zu nennen. Dagegen gehört das bedeutendste Höhenheiligtum Ostfrankreichs, eben der Donon, beiden Schwesterprovinzen an. Wie vor 2000 Jahren scheiden sie sich da. Sein Name bedeutet «Berg».⁴⁾

Schon ums Jahr 2000 vor Christus war der Donon Sitz eines Kultes. Die Ausgrabungen des Jahres 1936 erbrachten Scherben aus der Bronzezeit. Auch frühere Funde belegten jene Epoche. Dass



Abb. 2. Die Jupiter-Gigantensäule auf dem Dononsattel

es sich schon damals um eine Kultstelle handelte, ist daraus zu erschliessen, dass die übrigen Gipfel gleicher Höhe keine Siedlungsspuren jener Zeit aufweisen. Der Götterverehrung diente dann der heilige Berg bis zum Siege des Christentums. In den Stürmen der Völkerwanderung mögen die Statuen gestürzt, die römischen Bauwerke zum Teil zerstört worden sein. Die folgenden Jahrhunderte taten das Uebrige. Langsam verwandelte sich die heilige Stätte in einen wüsten Trümmerhaufen, der nur selten betreten, nie erwähnt wurde.

II. Geschichte der Forschung

Auch den elsässischen Humanisten, die allen Spuren des Altertums nachgingen, blieben die Reste des Gipfelheiligums vollständig unbekannt: Beatus Rhenanus (*Rerum Germanicarum libri tres*, 1521) erwähnt den Namen nicht einmal. Erst 1692 besuchte Dom Hyacinthus Alliot, Abt von Moyemoutier, und sein Bruder, Dom Petrus Alliot, Abt von Senonnes, den Donon. Es war eine der schönsten Entdeckungsfahrten, die je in unseren Pro-

vinzen gemacht wurden. Wir sind über die Beobachtungen der gelehrten Benediktiner durch Briefe und Aufzeichnungen unterrichtet, die sie verschiedenen Persönlichkeiten sandten, Hyacinthus an einen dritten Bruder, der Leibarzt Ludwigs XIV. war, sowie an Dom Mabillon, *bénédictin de la Congrégation de Saint Maur*; letzterer verwertete diese Angaben in seinem «*Discours sur les anciennes Sépultures de nos Rois*». ⁵⁾ Petrus Alliot verdanken wir einen ähnlichen Bericht, den Gravier und später Bechstein mitgeteilt haben. ⁶⁾

Vier Jahre später (1696) bestieg ein anderer Benediktiner, Dom Thierri Ruinart, die Trümmerstätte auf dem Donon; seine Aufzeichnungen, die in seinem «*Iter literarium in Alsatiam et Lotharingiam*» enthalten sind, gehen grösstenteils auf Peter Alliot's Briefe an Mabillon zurück. Die Stelle steht bei Bechstein (S. 21). Im folgenden Jahre (1697) schrieb Joh. Schilter eine Arbeit über die Denkmäler auf dem Donon, die 1870 mit der Strassburger Bibliothek unterging und auf die Schöpflins Angaben zurückgehen. ⁷⁾

Hyacinthus Alliot fertigte ausserdem Zeichnungen und Pläne der Denkmäler und Bauten an, die erhalten sind und auf welchen alle späteren Veröffentlichungen fussen, z. T. bis auf den heutigen Tag. Es sind zwei Gruppen von Rotstiftzeichnungen. Die eine (22 Blätter) befand sich früher im Archiv von St. Dié und wurde 1828 und 1843 von Jollois in kleinem Maasstabe veröffentlicht (*Antiquités des Vosges*, Pl. 31—36). Die andere (24 Blätter) befand sich im Besitze Dom Calmets ⁸⁾ und gelangte schliesslich ins Archiv von Epinal. Eine dritte Sammlung aus dem Nachlass Schöpflins verbrannte 1870 mit der Strassburger Bibliothek. Schliesslich befindet sich in der Nationalbibliothek im Nachlass Montfaucons eine Gruppe von 24 Zeichnungen, die Espérandieu in seinem «*Recueil*» 1915 z. T. reproduziert hat. Auch sie gehen auf Alliot zurück.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienen die bereits genannten Veröffentlichungen von Gravier und Jollois. Dann tritt eine grosse Pause ein, die nur unterbrochen wurde durch die Tätigkeit des Schirmecker Arztes Dr. Bédel. ⁹⁾ Seinen Bemühungen verdankt der kleine Tempel, das moderne Wahrzeichen des Donons, seine Entstehung. Nach dem Plane des Colmarer Architekten Boltz wurde er 1869 von der Forstverwaltung errichtet. Er beherbergt die letzten Trümmer der grandiosen Kultstätte.

Was noch brauchbar erschien, wanderte untermessen in die Museen, besonders nach Strassburg,



Abb. 3. Arbeiten am Tempel III.

wo die Denkmäler 1870 untergingen, und Epinal, wo noch heute 8 Skulpturen stehen, meist dem Mercur geweihte Bas-Reliefs. Der heilige Gipfel war sogar ein Steinbruch geworden. Rücksichtslos wurden die Reste der Bauten abgetragen, um als Baumaterial im Tal verwandt zu werden. Besonders barbarisch wurde bei der Anlage eines Wasserbehälters für die Eisenwerke in Framont verfahren: die Skulpturen wurden als Mauersteine in den Damm eingesetzt, und um «die laut werdende allgemeine Unzufriedenheit durch einen neuen Vandalismus zu beschwichtigen, wurden kurz darauf noch einige dieser Steine, welche durch ihre nach aussen gekehrte Schriften oder Bildwerke die Aufmerksamkeit fortdauernd auf sich zogen, herausgenommen und verkehrt eingemauert.»¹⁰⁾ Sie mögen sich noch da befinden.

Im Weltkrieg war der Donon der Schauplatz heisser Kämpfe; der stille Friedhof in der Wald-ecke an der Strasse nach Raon-l'Etape zeugt davon. Ein deutscher Offizier, Poelmann, der längere Zeit auf dem Donon lag, veranstaltete 1916 Ausgrabungen, über welche in der «Germania» berichtet wurde.¹¹⁾ Er erlebte das Erscheinen seines Berichtes nicht. In den Novemberrevolten ist er gefallen. Die zwei Gigantenreiter des Strassburger Museums, über die bald zu sprechen sein wird, werden ihm verdankt.

Dann setzte die Tätigkeit von Mme J. Lacour ein. Begeistert für alles, was die Vergangenheit des Donon betrifft, stellt sie seit langen Jahren ihre Kraft und ihre Mittel in den Dienst der schönen

Aufgabe, dem heiligen Berge möglichst viel von seinem früheren Aussehen wiederzugeben. Sie hat dabei die schönsten Erfolge zu verzeichnen und sich selbst ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Seit vorigem Jahre veranstaltet sie grössere Ausgrabungen, die vom Ministère de l'Education Nationale (Beaux-Arts) mit genügenden Mitteln ausgestattet sind. Ihre wissenschaftliche Leitung lag zunächst in den Händen A. Greniers, Professors am Collège de France; seit Ende 1936 ist sie dem Bericht-erstatte übertragen. Diese Arbeiten haben heute schon das Aussehen der Kultstätte erheblich verändert und unsere Kenntnisse über ihre Bedeutung wesentlich vertieft. Der Donon ist heute eine der wenigen Stellen unseres Landes, wo man das religiöse Leben unserer heidnischen Ahnen mitten in einer majestätischen Bergwelt lebendig erfasst.

III. Die gallo-römische Kultstätte nach den früheren Untersuchungen

Aus den früheren Berichten lässt sich folgendes Bild vom Aussehen der Stätte gewinnen.

1. Die Umwallung des Gipfels. Bergkultstätten lagen naturgemäss im Walde. Der heilige Bezirk (Temenos) war durch eine Steinsetzung oder eine Trockenmauer abgegrenzt. Altdeutsch hiess dies Gehege «harug»¹²⁾; das keltische «dunos» mag ursprünglich Ähnliches bezeichnet haben. Eine Umzäunung («dunos») der höchste Kuppe wäre also wohl anzusetzen, selbst wenn frühere Beobachtungen sie nicht mehrfach erwähnt hätten. Demnach besteht nicht der gering-



Abb. 4. Tempel I, wie er erhalten wird

ste Grund an der Existenz der von P. Alliot beschriebenen Umwallung zu zweifeln. Nach ihm war der ganze Gipfel von einer sehr ausgedehnten Mauer umschlossen, welche auf dem oberen Rande des Abhanges ruhte. Sie war in gewissen Abständen gestützt durch viereckige Türme, die in der Mauer lagen. Ein einziges Tor gab die Mauer frei, da, wo sich die Wege von Lothringen nach Deutschland vereinigen, die zwischen dem Grossen und Kleinen Donon hindurchführen. Es war gebildet durch zwei starke Türme, deren Unterbau Alliot noch sah.¹³⁾ Jollois und Gravier fanden im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts trotz einiger Grabungen keine Reste der Umwallung. Voulot stellte etwas später auf der Nordseite Reste eines Walles aus Steinen und Erde fest. Dieser Gewährsmann erweist sich im allgemeinen als phantasiebegabt; doch sah er hier wohl richtig. Eine Umwallung in der angegebenen Art wäre sicher nicht vorrömisch. In meinem Archäologischen Repertorium des Kreises Saarburg (1929, s. v. Donon) habe ich die Vermutung ausgesprochen, die gallische Ringmauer sei der römischen Umwallung zum Opfer gefallen. Voulots Mauerstück würde demnach zur ersten Anlage gehören.

2. Die Bauten. Ansehnliche Reste von drei Gebäuden waren noch zu Alliot's Zeiten auf dem westlichen Plateau sichtbar. Da dieselben durch die vorjährigen Grabungen festgestellt wurden, bezeichnen wir sie mit den heute üblichen Ziffern I—III. Wir waren geneigt in ihnen Tempel zu erkennen, ohne damit eine andere Deutung auszuschliessen. Der Tempel I hatte nach Alliot 37 Fuss

in der Länge, 28 in der Breite und 13 in der Höhe. Türen waren im Osten und Westen, Fenster, je eins, im Norden und Süden. Das Bauwerk war völlig in Sandsteinquadern errichtet und mit Ziegeln gedeckt gewesen, von denen sich noch zahlreiche Bruchstücke vorfanden. Etwa 45 Fuss weiter den Hang hinauf waren Reste eines zweiten ähnlichen Gebäudes. Es ist der Tempel II. Nähere Angaben fehlen jedoch. Hinter diesem Bau war eine Cisterne zu erkennen. «200 Schritt weiter schien ein dritter Bau zu sein» (Alliot). Dieser Bau wurde 1936 besonders erforscht. Es ist der Tempel III.

3. Inschriften und Bildwerke. Das bekannteste Relief des Donon ist ein Felsbild, das an steiler Wand am obersten Gipfel eingehauen war, 1832 aber abgesprengt und ins Museum von Epinal verbracht wurde. Ein Löwe steht einem Eber kampfbereit gegenüber; (es ist falsch mit G. Save in letzterem einen Stier erkennen zu wollen). Darunter liest man in schönen Buchstaben «BELLICUS SURBURO». Keune hat das kleine o am Schluss erkannt und so der Lesung wenigstens epigraphisch eine Grundlage gegeben. «Bellicus dem Surbur», also wohl einem Gotte. Mehr wissen wir allerdings auch heute nicht.¹⁴⁾ Vgl. Abb. 1.

P. Alliot erwähnt über 30 Bildwerke, die, durchweg stark beschädigt, auf dem Plateau aufgestellt waren. In den Rotstiftzeichnungen fand Espérandieu noch 15 Darstellungen Mercur's; 6 weitere befinden sich im Museum zu Epinal, 3 auf dem Donon und ein Abguss im Nationalmuseum von St. Germain. Im ganzen kennen wir also 25 Darstel-



Abb. 5. Eckquader des Tempels III, mit Skulptur

lungen Merkurs vom Donon, von denen 10 erhalten sind. Des weiteren dürfen mehrere Köpfe Bas-Reliefs desselben Gottes zuzuweisen sein. Demgegenüber sind die anderen Darstellungen wenig zahlreich: vielleicht zwei Grabreliefs und zwei Bilder des «Gottes mit dem Hirschen», über die unten zu handeln sein wird. Mercur ist in der üblichen Weise dargestellt: nackt, stehend, mit caduceus, Beutel und Bock; gelegentlich trägt er den Petasus auf dem Haupte oder er ist durch zwei Flügel am Kopfe des Gottes angedeutet.

Drei Darstellungen des Gigantenreiters sind in unmittelbarer Nähe der Tempel gesichert. H. Alliot berichtet in seinem ersten Brief über die Trümmer einer 29 Fuss hohen Säule (nicht 39 Fuss, wie Alliot zuerst angegeben hatte und wie man heute noch gelegentlich liest). «Nachdem man alle Stücke zusammengestellt hatte, erkannte man, dass die Säule gleichsam aus drei übereinander gestellten Säulen gebildet war, jede mit Kapitell und Basis. Vermutlich stand auf der obersten eine Statue.»¹⁵⁾ Ihr Standort befindet sich 20 Fuss vom Tempel I, nach Nord-Osten. Die Rotstiftzeichnungen geben die Abbildung, die leider bei Espérandieu fehlt. Nach einem späteren Berichte desselben Gewährsmannes¹⁶⁾ las man auf der Basis

I. O. M. Dem höchsten besten Jupiter (weih-
C. LUCULLUS te) Gaius Lucullus Lepidinus (dieses
LEPIDINUS Denkmal) in Erfüllung seines Ge-
V. S. L. M. lübdes freudig, wie es sich gebührt.

Es leidet heute keinen Zweifel, dass es sich hier um eine sogenannte Jupiter-Gigantensäule handelt, über die unsere Leser ja unterrichtet sind.¹⁷⁾ Damit sind wir aufs Gebiet der Inschriften übergetreten. Sie sind sehr spärlich; ausser den beiden genannten beansprucht nur der von Dr. Bédel 1869 gefundene Meilenstein allgemeines Interesse. Man liest:

D(eo) Mer(curio)
L(ucius) VATINI(us) FEL(ix)
MILIARIA A VICO

SARAVO L(eugis) XII C(onstitui) I(ussit)
V(otum) S(olvit) L(ibens) M(erito)

«Dem Gott Mercur zu Ehren (hat) Lucius Vatinius Felix die Meilensteine vom Vicus Saravus auf 12 Meilen errichten lassen. Sein Gelübde hat er freudig erfüllt, wie es sich gebührt.» Der Stein bezeugt auf alle Fälle eine heilige Strasse, eine Prozessionsstrasse, die aus dem Saartal nach dem Donon führte.¹⁸⁾ Bezüglich der Wegeverhältnisse sei auf das «Archäologische Repertorium des Kreises Saarburg» verwiesen. Erwähnt sei noch die Inschrift eines Grabsteines, weil sie sich noch heute auf dem Donon befindet:

D(is) M(anibus) Den göttlichen Manen
CANETUS Canetus
MARTIALIS(s) Martialis (Sohn) liegt hier.)

Vereinigt man die archäologische Ernte der letzten 250 Jahre, so erkennt man, welch unersetz-



Abb. 6. Fundamente des Tempels I, im Hintergrund die Götterbilder

liche Werte hier oben blinder Barbarei zum Opfer fielen. Wäre nur das erhalten, was Alliot noch sah, der Donon würde heute zu den berühmtesten Stätten dieseits der Alpen zählen.

IV. Die neuen Arbeiten

Wiederzugewinnen und dem Berggipfel das von seinem früheren Aussehen wiederzugeben, was noch möglich ist, das waren die Leitgedanken bei den neuesten Nachforschungen und Arbeiten auf dem Donon. Sie fanden Anklang in der «Commission des Monuments Historiques», die im Unterrichtsministerium das materielle Erbe der Vergangenheit betreut. Genügende Mittel wurden zur Verfügung gestellt. Kleinere, wenig ergiebige Grabungen bildeten im Jahre 1927 das Vorspiel. Als erste Wiederherstellung gelang Mme Lacour die Ergänzung des Reliefs mit dem Löwen und Eber. In wetterfester Masse abgegossen, wurde das Bild an seiner früheren Stelle in den Felsen eingelassen.

Im folgenden Jahre (1934) erhielt der Donon sein bis heute charakteristischstes Denkmal. Der eine der von Poelmann ausgegrabenen Gigantenreiter wurde in Strassburg von fachkundiger Hand in weissem Sandstein nachgebildet. Gleichzeitig wurde die entsprechende Säule von 6 m Höhe auf viereckiger Basis errichtet. Heute krönt sie der Gigantenreiter; s. Abb. 2.

Ein ganz einzigartiges Monument. Wie vor 1800 Jahren, den Blitz in der erhobenen Rechten, sprengt der Gott über ein schlangenfüssiges Ungeheuer hinweg. Die Säule steht auf dem Sattel, nicht

weit vom Hôtel Velleda, links an der Strasse nach Raon-l'Etape. Ich sähe sie lieber oben, zwischen dem Tempel I und II, wo ja ein ähnliches Denkmal gestanden hatte und wo ihr Anblick sicher majestätischer wäre. Vielleicht geht dieser Wunsch in Erfüllung. Es gibt ausser diesem Denkmal nur noch einen wiedererrichteten Gigantenreiter, der auf der Saalburg steht.

Im Sommer 1936 begannen die grossen Grabungen, die in diesem Jahre energisch weitergeführt werden. Bisher kannte man nur die Fundamente des Tempels I.²¹⁾ Sie wurden vollständig freigelegt. Alle gefundenen Bauglieder werden an ihrem mutmasslichen Platze verbleiben und dem Beschauer wenigstens ein Bild der verschwundenen Anlage vermitteln. Unsere Abbildung veranschaulicht den heutigen Zustand. Abb. 3.

Der Tempel II ist noch nicht ergraben. Dagegen wurde der über 150 Jahre verschwundene Tempel III in seinen Fundamenten und Trümmern vollständig freigelegt. Er soll in der Form unserer Abbildung 4 erhalten bleiben: die Blöcke liegen so, wie sie wohl in der ursprünglichen Anlage verteilt waren. Zwei Blöcke tragen an der inneren Kante ausgehauene Köpfe (Abb. 4-5). Sie waren wohl in die innere Fläche des Mauerwerks eingelassen. Der Fund ist wichtig, denn ähnlich skulptierte Quadern fehlten noch in unseren Gegenden. Die einzelnen Architekturstücke geben hochinteressante Einblicke in die eigenartige Technik der Baumeister jener Zeit. Doch ist hier nicht der Ort näher darauf einzugehen.



Abb. 7. Der Gott mit dem Hirschen

Im September 1936 wurde auch die Wiederherstellung endgiltig in die Wege geleitet. Zunächst wurde die Cisterne geleert. Sie hat eine Tiefe von 8 m. Beim Leeren kam überraschender Weise kein einziges Fundstück zu Tage. Dann wurde sie mit einer Rundmauer aus ursprünglichem Material umhegt. Die Wölbung einzelner Bauteile ergab den Durchmesser des Kreises. Schon Voulot hatte der Cisterne grosse Bedeutung beigelegt. «Le puits a une forme absolument inconnue. La partie supérieure, taillée en entonnoir (dans le roc), se termine à la base par une ouverture en croissant, donnant accès à la partie inférieure. Il n'est connu que de moi et d'un ami discret et ne sera fouillé

que dans des conditions dont nous seront seuls juges.» Diese Beschreibung ist zutreffend.

Die schönste Bereicherung erfuhr der heilige Gipfel durch die Aufstellung von 8 noch erhaltenen Denkmälern in naturgetreuen, wetterfesten Abgüssen. Zu diesem Zwecke wurde südwestlich vom Tempel I, dicht am Hange, im Halbkreis eine Mauer aufgeführt, auf der die Skulpturen stehen.²²) Im Waldesdunkel erheben sich da, wie vor 2000 Jahren, die Götterbilder, stumm und verstümmelt, und doch so beredt. Sie künden das religiöse Ahnen unserer Vorfahren, ihre schlichte, naturnahe Frömmigkeit. Vgl. Abb. 6.

Dem Tempel III gegenüber, dicht am Rande des Weges, trat dann noch zu guter letzt (September 1936) der schönste Fund ans Licht: «der Gott mit dem Hirschen». Die Stele bildet das Glanzstück. Nicht nur wegen ihrer ausserordentlichen Bedeutung, sondern auch wegen der selten guten Erhaltung. Vgl. Abb. 7. Das Sujet ist völlig neu. Die Ausmasse des Bas-Reliefs sind folgende: Höhe 1,54 m, Breite 0,70 m, Dicke 0,24 m. Der Gott ist völlig nackt. Ein Löwenfell bedeckt die obere Brust. Der Kopf des Tieres ist sehr charakteristisch, die Vorderpranken sind zur rechten Seite, der Schwanz mit der Quaste zur Linken in schwachem Relief angedeutet. Ein gallischer Torques zielt den Hals. Den oberen Teil der linken Brustseite schmückt eine Girlande aus Eicheln, Tannenzapfen und (wahrscheinlich) Aepfeln. Der Gott ist bärtig. Er trägt Stiefel, deren oberer Rand ebenfalls mit einem Löwenkopf verziert ist. Die Rechte hält eine Ascia, das Symbol des Totengottes. Die Linke hängt zwangslos herab, die Hand ist zwischen dem Geweih eines Hirschen ausgestreckt, der hinter der Darstellung in Seitenansicht prachtvoll dargestellt ist. Ein kurzes Schwert hängt über der linken Hüfte, wie es in einheimischen Kreisen üblich war. Zur Rechten ein Speer oder Jagdspieß. In künstlerischer Hinsicht steht das Denkmal sehr hoch: der Körper ist schön modelliert, das rechte Bein ist vollendet in seiner Wiedergabe. Nur die rechte Hand ist ungeschickt dargestellt. Gerade da hat der einheimische Künstler ein klassisches Vorbild verlassen. Dass das Werk einem Einheimischen zuzuschreiben ist, erweist der Stein. Er stammt vom Donon, wie das Material der Mehrzahl der Denkmäler. Auch die Löwenhaut ist ohne Modell nicht denkbar. Wer die Roheit einheimischer Skulpturen aus gallo-römischer Zeit kennt, für den besteht kein Zweifel, dass die Idee, den Schützer der Natur, den Gott von Wald und Flur,

durch eine Girlande in charakteristischer, diskreter und ornamentaler Weise zu kennzeichnen, nur auf ein klassisches Vorbild zurückgehen kann. Wie gesagt, steht das Bild einzig da in seiner Auffassung wie in seinen Attributen.

Gross war mein Erstaunen, als ich in dem kleinen Musée des Donongipfels ein ganz ähnliches Denkmal fand. Seit den Tagen Dom Calmets bekannt, der eine Zeichnung veröffentlicht hat,²³⁾ wurde es von allen Forschern erwähnt, die den Donon zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gewählt hatten, so von Schweighäuser, Jollois, Ravenèz, Levrault, Bechstein u. a. Alle ihre Angaben gehen auf Dom Calmets sehr fehlerhafte Zeichnung zurück. Dieser spricht von einem Mercur mit Bock(!); die überaus wichtige Ascia wird als «Vogel über der rechten Schulter» erklärt und hingenommen. Nur so konnte sich der Irrtum durch zwei Jahrhunderte halten.²⁴⁾ Auch in den Ausmassen schliesst sich das neuerkannte Denkmal an das neugefundene eng an. Höhe und Breite sind genau die gleichen, die Dicke ist etwas stärker, 0,30 m.

Da die Untersuchungen auf dem Donon mit Mitteln des Unterrichtsministeriums finanziert werden, kann ich hier keine Erklärung des wichtigen Fundes vorlegen, bevor der wissenschaftliche Bericht vorliegt. Er erscheint demnächst in den «Mémoires de la Société des Antiquaires de France»²⁵⁾. Abschliessend sei nur bemerkt, dass der höchste Gott der Kelten dargestellt ist, ob man ihn nun Dispater, Sucellus (der Gott mit dem Hammer) oder Silvanus nennt. Es war ursprünglich Teutates. Hier ist es der «Gott mit dem Hirschen», der Herrscher über Welt und Unterwelt. Ein Abguss der Skulptur wird die Fundstelle zieren.

Anmerkungen

¹⁾ Elsassland, XII, 1932, September bis Dezember: E. Linckeheld, Längs uralter Völkergrenze durch die Nordvogesen.

²⁾ Teutates, vom Stamme teuta (= Volk), breton. tûd, gothisch thiuda, althochdeutsch diot.

³⁾ Tacitus Germania, 9. Uebersetzung von E. Fehrle. Ich benütze die Gelegenheit, um auf die hervorragende Germania-Ausgabe dieses Gelehrten hinzuweisen (II. Aufl. 1935). Man könnte das Buch folgendermassen betiteln: «Die Germania des Tacitus im Lichte der Vorgeschichte und Volkskunde».

⁴⁾ Donon, vom keltischen dunos, altirisch dun, german. tuna (= umzäunter Ort), wovon «Zaun», engl. town. Kelt. dun = Berg. Der Name liegt vor in Dun-sur-Meuse, Châteaudun, Dun-le-Poëlier, Daun bei Kreuznach, Thun bei Bern usw. Cf. Holder, Altkeltischer Sprachschatz, I, 1375.

⁵⁾ Bechstein (Der Donon und seine Denkmäler, Jahrbuch d. Vogesen-Clubs VIII, 1891), hat diese Fragen meist geklärt. Eine französische Uebersetzung von Baldensperger in: Bulletin de la Société philomathique de Saint-Dié, 1892/93.

⁶⁾ Gravier, Mémoires sur les Antiquités du Donon. Bechstein I. 1., S. 18 f.

⁷⁾ Alsatia illustrata, 1751, I, Taf. 2 u. 3.

⁸⁾ Dom Calmet, Notice de la Lorraine, 1756, I, Pl. I et II.

⁹⁾ Grabungen auf der Hohen Donne, Germania 1919, S. 89 ff.

¹⁰⁾ Wir übergehen eine Reihe kleinerer Arbeiten aus jener Zeit: wichtig in Einzelheiten bringen sie keine grundlegende Fragen zur Erörterung.

¹¹⁾ Schweighäuser, Kunst-Blatt 1823, S. 322.

¹²⁾ Vgl. E. Fehrle, I. 1., S. 78.

¹³⁾ E. Schröder hat das Fortleben dieser Benennung in der Toponymie geklärt, Schumacher-Festschrift 1930, S. 84 ff.

¹⁴⁾ E. Linckeheld, Felsbilder aus heidnischer Vorzeit, Elsassland, 1929, S. 99 ff.

¹⁵⁾ Nach Bechstein, I. 1. S. 15.

¹⁶⁾ Mabillon, Oeuvres posthumes (= Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, II, 1736, p. 635 ss.).

¹⁷⁾ E. Linckeheld, Der Gigantenreiter, sein Kult und Fortleben in den Vogesen, Elsassland 1931, S. 165 ff.

¹⁸⁾ Ibid. 1932, S. 259.

¹⁹⁾ Linckeheld, Archäologisches Repertorium des Kreises Saarburg, 1929, s. v.

²⁰⁾ Es sind nur 7 Inschriften vom Donon bekannt, die im grossen Inschriftenwerk, dem «Corpus Inscriptionum Latinarum», (Nr. 4548—4554) zusammengestellt sind.

²¹⁾ Erwähnt z. B. von L. Fritsch, Les Vosges et l'Alsace, S. 207.

²²⁾ Die Anlagen hinter der kleinen Terrasse stammen aus dem Weltkriege und dienten der Fliegerabwehr.

²³⁾ Notice de la Lorraine 1756, I, c. 473 und Pl. I, 6.

²⁴⁾ Nur Bechstein beschreibt den Stein richtig. Zur Deutung fehlte damals jede Möglichkeit. Sie gehört übrigens ins schwierigste Kapitel der keltischen Mythologie, auch heute noch, und wird hier demnächst vorgelegt werden.

²⁵⁾ Die Arbeit ist in Druck und erscheint voraussichtlich gleichzeitig mit vorliegendem Aufsatz.

Die Engels- bzw. Michaelskapelle auf dem Odilienberg

Von Dr. Medard Barth

Auf dem der Rheinebene zugekehrten Felsplateau des Odilienberges erhebt sich über einem Abgrund eine kleine Kapelle, deren quadratische Grundform die ursprüngliche, nichtkirchliche Bestimmung des Baues verrät. Als Wachturm ist sie nämlich in der römischen oder frühmittelalterlichen Zeit errichtet worden. Die Umwandlung in eine Kapelle erfolgte zu einer Zeit, die sich nicht mehr genau bestimmen lässt. Vielleicht geschah dies schon bei der Klostergründung, die begreiflicherweise dem Berge seinen militärischen Charakter nehmen musste.

In den Quellen des Mittelalters wird diese Kapelle mit keiner Silbe erwähnt. Erst nach 1500 hört man von ihr, und dabei hat man es merkwürdigerweise vermieden, den Kapellenpatron irgendwie anzudeuten. Wie ein verschleiertes Bild, dessen Wesenszüge auch das schärfste Auge nicht zu entdecken vermag, scheint dieser versteinerte, aus grauester Vorzeit stammende Wachtposten vor unserm Blicke zu stehen.

Man hat einen Bau vor sich, der als Kapelle dient und sofort schweigt, wenn man ihn nach seinem Namen fragt. Diesem Stummen die Zunge zu lösen, war das Bemühen neuerer Forscher. Als Erster hat Joseph Walter, Stadtbibliothekar von Schlettstadt, versucht, das Patronat der Kapelle, die im Volksmund nur die «Engelskapelle» heisst, zu bestimmen. Man wird es uns nicht verübeln, wenn wir ihn selber hier zu Worte kommen lassen. Von der «Chapelle des Anges», wie diese Kapelle in der französischen Odilienliteratur stets bezeichnet wird, schrieb er 1928 (Sainte Odile d'Alsace, S. 13 f) Folgendes: «Sa transformation en sanctuaire fut, selon la légende, l'œuvre de Sainte Odile, qui le consacra aux anges, en mémoire de plusieurs apparitions miraculeuses des esprits célestes. Ceci est, nous semble-t-il, une interprétation populaire assez récente. Le fait est qu'une chapelle exposée sur le haut du rocher, comme celle-ci, pouvait parfaitement rappeler le souvenir de l'apparition de St. Michel au Mont Gargan qui eut une si grande fortune dans la chrétienté et dont un autre souvenir en Alsace serait la chapelle St-Michel au-dessus de St. Jean-des-Choux, près Saverne.»

In der Februarnummer der «Vie en Alsace» 1937 (S. 36 f), die ganz dem Odilienberg gewidmet ist, wird Walter noch deutlicher. Seine Ausführungen lauten: «Selon la légende, Odile aurait prié pour

Etichon précisément là (= Zährenkapelle), mais une tradition plus solide nous rapporte que le sarcophage du père de la fondatrice avait été encastré dans le mur de la chapelle de l'Ange, or également à un endroit exposé au levant, ainsi qu'en témoigne un dessin de l'archéologue Silbermann. De plus, le corps dans ce sarcophage était-il là sous la protection de l'archange saint Michel, patron de la chapelle.

Cette chapelle «suspendue» sur le rocher le plus avancé du côté nord s'appelle communément chapelle des Anges. On ne sait trop comment on est arrivé à adopter le pluriel. Etait-ce parce que la forme allemande Engelskapelle s'y prêtait? Cette forme est pourtant celle du singulier: Kapelle des Engels, autrement son nom aurait été Engelkapelle. Tout porte à croire que ce petit sanctuaire était dédié à l'archange saint Michel, ce qui serait prouvé par la situation analogue à tant d'autres surplombant des rochers au nom de ce saint et par le récit de la chronique de Hohenbourg même qui parle d'un événement significatif au sujet de ce saint archange: L'empereur Otton II (973—983) ayant assisté témérement et contre l'avis du pape à la liturgie céleste des Anges au Mont Gargan, y fut châtié par les esprits célestes pour un crime antérieur, mais saint Michel assura le retour à Rome. L'empereur couvert de blessures, après en avoir fait le récit au pape, mourut et l'archange le reçut au ciel. Il fut enterré dans le portique de Saint-Pierre de Rom en l'an de grâce 984. Ce passage de la Chronique de Hohenbourg tiré d'un lectionnaire du monastère nous donne la clef du vocable de la chapelle et de l'emplacement du sarcophage d'Etichon. Vers la fin du moyen-âge un nouvel élément intervient. C'est la fête de la consécration du monastère par les anges (Engelweihe). Nous lisons dans un martyrologe du XV^e siècle de la bibliothèque d'Engelberg (Suisse) Ms. no. 143, f. 64: le 11 mai, Oberhochzit und grosse Kirchweihe zu Hohenburg als die heiligen Engel wiheten. Ce manuscrit appartenait à l'hôpital de Strasbourg.»

C. E. Alexander Hirschhoff schloss sich in seiner Besprechung des von Walter im Jahre 1928 herausgegebenen Odilienalbums (vgl. Elsass-Lothringisches Jahrbuch 9 (1930) 375—377) diesem an und glaubte, durch Hinweis auf den Hortus deliciarum, der ja «im engsten Zusammenhang mit dem Odilienberg steht», dessen Vermutung noch

mehr stützen zu können. Auf Blatt 2 des Herradschen Werkes liest man: *Michahel et angeli ejus cum dracone proeliantur et draco et angeli ejus pugnantes vincuntur et victi de celo proiciuntur.* Nach dem Vorgang Walters möchte auch L. Pflieger (*Die elsässische Pfarrei, Strassburg 1936, 29*) in der hangenden Kapelle von St. Odilien eine Michaelskapelle sehen. Bei ihm, wie bei Hirschhoff, gab die Berglage für die Zuweisung des Kapellenpatronates den Ausschlag. Walter, der auf diese Eigenart schon 1928 hingewiesen hatte, suchte nun 1937, wie obige Ausführungen zeigen, seine Vermutung zur Sicherheit zu erheben. Ob dies ihm tatsächlich gelang, wird eine kritische Nachprüfung seiner Behauptungen klarstellen müssen.

Wie aus Walters Darlegungen erhellt, diente die Engelskapelle seit den frühesten Zeiten dem Sarg, bzw. den Gebeinen Herzog Attichs als Aufbewahrungsraum. Dieser Umstand, meinte er, weise auf eine bestimmte Art des Kapellenpatronates. Der Tote, der in der Kapelle rastete, habe den Schutz Michaels, des Totenpatrons, genossen. Erlaubt die Geschichte des Attichsarges, so fragen wir, solche Schlüsse? Nie und nimmer. Denn es steht fest, dass dieser Steinsarg das Mittelalter hindurch, ja bis 1617, in der Klosterkirche verwahrt war. Erst in diesem Jahre wurde er in die Mauer der Engelskapelle eingefügt. Hier blieb er bis um das Jahr 1763. Alsdann erfolgte seine Aufstellung in der Kreuzkapelle. Auf Grund dieser Tatsachen wird man nie zugeben können, dass zwischen dem Rasten Attichs in der Engelskapelle und dem Kapellenheiligen irgendwie Beziehungen bestanden. Ergänzend sei beigelegt, dass die Tränenkapelle die Kapelle des Klosterfriedhofes war, der von hier bis zur Johanneskapelle ging. Und an ersterer hatte Odilia das Totenpatronat inne.

Wenig anzufangen ist auch mit dem, was die Hohenburger Chronik über Kaiser Otto II. und St. Michael auf dem Monte Gargano meldet. Dass deren Bericht eine deutliche Anspielung auf das Michaelpatronat auf Hohenburg enthält, ja sogar den Schlüssel zu diesem Patronate gibt, will uns nicht einleuchten. Noch viel weniger Beweiskraft liegt in dem Herradschen Text, auf den Hirschhoff aufmerksam machte. Da die Verfasserin des *Hortus deliciarum* diesen fast wörtlich der Geheimen Offenbarung des hl. Johannes entlehnte, wird man in Anbetracht der Zwecke, welche sie verfolgte, von einer Sonderdeutung der Schriftstelle bestimmt absehen müssen.

Unstatthaft ist es ferner, das Fest der Engelweihe auf Hohenburg mit der Engelskapelle in Ver-

bindung zu bringen. Uebrigens handelt es sich dabei nicht um die Weihe des Klosters durch die Engel, sondern um eine solche der Johanneskapelle, und diese wurde vorgenommen, wie uns durch ein Zeugnis vom Jahre 1521 verbürgt ist, von dem hl. Petrus im Beisein der Engel.

Die Höhenlage wie die Bezeichnung «Engelskapelle» sind Argumente, die für das Michaelpatronat auf Hohenburg sprechen. Auf sie hat Walter zuerst hingewiesen, und das ist sein Verdienst, das ihm niemand streitig machen wird. Gern hätten wir es gesehen, wenn er der Ueberlieferung inbetrreff des Namens «Engelskapelle» und «Chapelle des anges» nachgegangen wäre; wenn er besonders als Historiker eine Deutung der Bezeichnung «Engelskapelle» gegeben hätte. Bis jetzt kam man in der Frage des Kapellenpatronates über Vermutungen eigentlich nicht hinaus. Ist es auch unmöglich, ein direktes Zeugnis für das Michaelpatronat der Kapelle beizubringen, so ist damit nicht gesagt, dass der Weg zum Ziel entgültig verschlossen bleibt. Es gibt in der Geschichte noch Beweismittel indirekter Art, deren Kraft nicht weniger überzeugend wirkt. Mit Hilfe dieser Zeugnisse möchten wir eine Lösung versuchen.

Unbeeinflusst vom Odilienschrifttum, kennt die Volksüberlieferung, auch heute noch, nur eine «Engelskapelle». Auf diese Bezeichnung stösst man durchweg auch in der deutschsprachigen Odilienliteratur. So bei Clauss, Forrer, Gyss, Pfeffinger (1812), Silbermann (1781) und Albrecht (1735 und 1751). Unter dem Einfluss von Peltre hat letzterer das eine oder andere Mal auch «Engelkapelle» geschrieben. Charakteristisch für das französische Odilienschrifttum ist der Name: *Chapelle des anges*. Von Umbricht über den «*Guide du pèlerin*» führt die Linie bis Peltre (1700), der ein Odilienleben in lateinischer, französischer und deutscher Sprache schrieb. Als *Sacellum angelorum, chapelle des anges* und *Engelkapelle* bezeichnete Peltre die Engelskapelle. Nach Gebwiler (1521) hat die hl. Odilia u. a. auch die «*hangen capell*» gebaut. Einen anderen Namen dieser Kapelle sucht man bei ihm vergeblich. Desgleichen bei Schuttenheimer, der Gebwilers Odilienleben 1598 neu herausgab. Ein Odilienleben in französischer Sprache veröffentlichte Jean Ruyr, Stiftsherr von Saint-Dié, in seinen *Recherches des Sainctes Antiquitez de la Vosge, Espinal 1634*. Was er über Odilia und ihren Berg berichtet, fusst der Hauptsache nach auf Gebwiler. Auch ihm ist nur die «*Chappelle pendante*» bekannt. Soweit sich auf Grund der Odilienliteratur ein Urteil bilden lässt, kommt für die Einführung des Namens «Engelkapelle» kein anderer als Peltre,



R. Küven

Die Engelskapelle auf dem Odilienberg

der jahrzehntelang als Prämonstratenser auf St. Odilien lebte, in Frage. Er stammte aus Französisch-Lothringen. Brachte ihn auch seine Wirksamkeit mit der deutschsprachigen Bevölkerung in Berührung, so war sein Ohr doch nicht feinhörig genug, um die Nuance in der volkstümlichen Bezeichnung «Engelskapelle» heraus zu merken. Er hatte ein sehr frommes Gemüt und von einem Gelehrten auch gar nichts an sich. Auf die Wertlosigkeit seines lateinisch verfassten Odilienlebens haben ihn zwei geschichtskundige Zeitgenossen, Ulrich Obrecht und Schilter, freimütig hingewiesen. Die französische und wohl auch die deutsche Fassung des Odilienlebens, die unter seiner Flagge erschien, besorgten Freunde. An dem Wunderbaren im Leben der hl. Odilia, an ihren Engelterscheinungen und Gesichtern hatte er eine fast kindliche Freude. Gelegentlich erlaubte er sich willkürliche Deutungen und Erläuterungen der Odilienlegende. «Engel-

Capelle» heisse die hangende Kapelle, so schrieb er, «in Erwegung, dass diese himmlische Geister, denen dieselbe (von Odilia) gewidmet ward und unter welcher Schutz und Schirm St. Odilia sich begeben hatte, oft kommen wären, sie zu trösten und sie der himmlischen Freuden theilhaftig zu machen.» So, nun wissen wir, welchem Umstande die «Engelkapelle» ihren Namen verdankt. Für diese Entgleisung, die sich verhängnisvoll auswirkte, ist niemand anders als Peltre verantwortlich zu machen. Er muss als Erfinder dieses geschichtswidrigen Namens angesprochen werden.

Dem Einfluss Peltres hat sich sein jüngerer Zeitgenosse und Mitbruder Dionysius Albrecht, ein Deutschböhme, dessen Tätigkeit auf St. Odilien Jahrzehnte umfasste, nicht ganz zu entziehen vermocht. In seinen beiden Schriften, den «Anführungen der Wahlfarter» (1735) und der History (1751) gebrauchte er die Bezeichnungen «Engel-

und Engelskapelle» unterschiedslos. Dem ersteren Werk, das erbaulichen Zwecken diene, fügte er bei der 9. Anführung ein Gebet «zu Ehren des hl. Erzengels Michael» ein. Dieses und andere Gebete zu den hl. Engeln sollten die Pilger beim Besuch der «Engelskapelle» verrichten. Für die gefühlsmässige Sicherheit in der Volksüberlieferung, die sich durch gekünstelte Konstruktionen nicht beirren lässt, kann eine Stelle der Albrechtschen History (S. 463) als Muster dienen. Sie lautet: «(c) Mit diesem Buchstaben ist angeben (auf der Karte) die Engel- oder Hang-Capell, Engels-Capell wird sie genennet.» Und so heisst sie im Volksmund noch heute. Es handelt sich hier also um die Kapelle des Engels, eines ganz bestimmten Engels, der in der Kirche und beim christlichen Volke so bekannt war, dass er einer näheren Bezeichnung gar nicht bedurfte. Gabriel und Raphael kommen dafür nicht in Betracht, denn diese haben weder im Hieronymianum noch in den übrigen lateinischen Martyrologien und Kalendaren der alten Zeit besondere Gedächtnistage. Ihr Kult gehört bekanntlich der neueren Zeit an. Es bleibt demnach nur St. Michael übrig. Seine Verehrung war schon vor der Erscheinung auf dem Monte Gargano in der lateinischen und griechischen Kirche allgemein verbreitet.

Dass der Patron der Engelskapelle nur Michael sein kann, beweisen ferner analoge Beispiele aus der Geschichte des Michaelkultes.

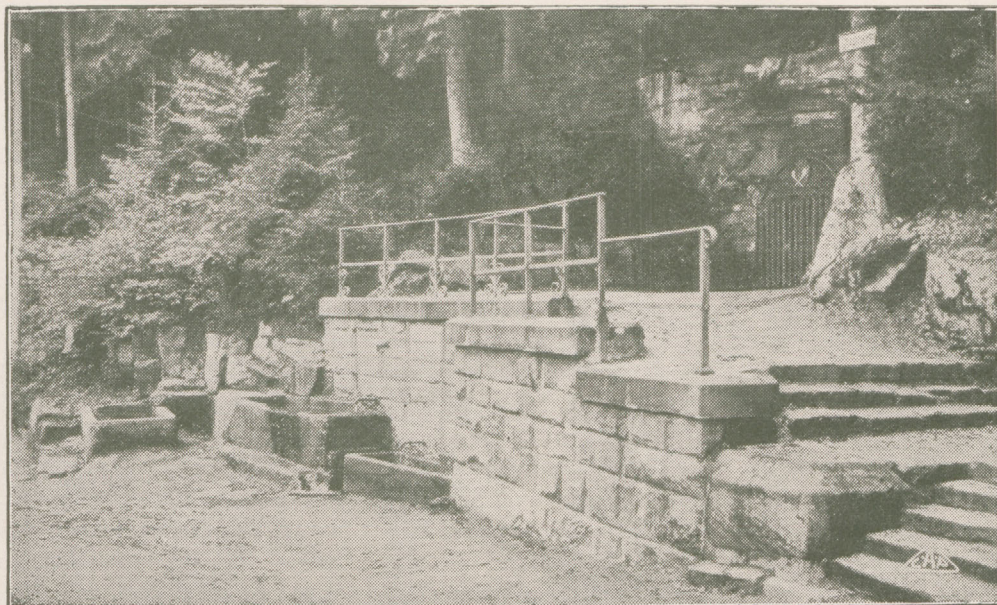
Grosses Ansehen scheint die erste Kirche, welche in Rom oder vielmehr bei Rom dem Erzengel Michael erbaut war, genossen zu haben. Denn das älteste römische Sakramentar, das nach Leo dem Grossen benannt ist, weist nicht weniger als fünf Messen für den Jahrestag ihrer Einweihung auf. Diese Michaelskirche lag an der Via Salaria. Höchst bezeichnend ist die Ankündigung ihres Kirchweihfestes im Sakramentar des hl. Leo: «Natale basilicae Angeli in Salaria». Demnach hiess diese Michaelskirche gemeinhin Engelsbasilika. Da wir in der Nähe Roms weilen, braucht's zum Auffinden einer zweiten Analogie nicht viel Zeit. In Rom selbst liegt am Tiber eine gewaltige Burg, das ehemalige Mausoleum Hadriani. Wohl noch während der byzantinischen Zeit wurde auf die Spitze ihres Turmes eine bronzene Statue des hl. Erzengels Michael gesetzt. Schon um 600 hiess der Festungsbau *Arx sancti Angeli* und das Kirchlein seiner Höhe wegen *Ecclesia sancti Angeli usque ad caelos*. Dass es sich hier um die berühmte «Engelsburg» handelt, flog dem Leser schon längst durch den Kopf. Hatte nicht auch die Engelsburg bei Thann eine Michaels-

kapelle? ! Diese drei typischen Beispiele brauchen durch weitere sicher nicht vermehrt zu werden.

Was die Engelskapelle von St. Odilien für einen Patron hat, lässt sich also auf Grund ihres Namens eindeutig bestimmen. Diese Engelskapelle ist zweifellos eine Michaelskapelle.

Für den Kult dieses Engels liefert uns die alte Liturgie von Hohenburg ein wertvolles Zeugnis. Aus der Geschichte des Klosters ist bekannt, dass Herrad im Jahre 1178 Prämonstratenser der Abtei Etival am Abhang des Odilienberges, in St. Gorgon ansiedelte. In dem Abkommen, das sie mit dem Abt von Etival im gleichen Jahre traf, verpflichtete sich letzterer, dreimal jährlich nach Hohenburg zu kommen, nämlich an den Festen der hl. Odilia und der Einweihung ihrer Kapelle (später Engelweihfest genannt) sowie an Mariä Geburt. Hier lernen wir drei Sonder-, bzw. Hauptfeste von Hohenburg kennen. Einer Erklärung bedürfen die zwei ersten nicht. Inbetreff des letzteren sei bemerkt, dass Maria schon für die Frühzeit als Patronin der Hohenburger Klosterkirche bezeugt ist und dass das Fest der Geburt Mariä hier in ältester Zeit als Patrozinium galt.

Zwecks geistlicher Aushilfe auf Hohenburg stiftete die Aebtissin Herrad noch ein zweites Kloster, die Augustinerpropstei Truttenhausen. In einer Bulle Papst Lucius' III vom Jahre 1185 werden die Obliegenheiten des Propstes von Truttenhausen erwähnt. Dieser hat jährlich, so heisst es darin, an Mariä Lichtmess, am Palmsonntag, Gründonnerstag und Geburtstag des hl. Johann Baptist wie auch am Fest seiner Enthauptung, an Mariä Himmelfahrt, in *festivitate sancti Michaelis* und am Fest Allerheiligen das feierliche Hochamt auf Hohenburg zu halten. Bei einem Vergleich der in beiden Urkunden angeführten Feste ergibt sich Folgendes: Als Feste höchsten Ranges galten auf Hohenburg drei: das Fest der Wallfahrtsheiligen Odilia, das der Weihe der Johanneskapelle, worin der Sarg der hl. Odilia stand, sowie das Patronsfest der Klosterkirche. Diesen hatte der Abt des Prämonstratenserklöster Etival vorzustehen. Als Klosterfeste zweiten Ranges sind die in der Papsturkunde von 1185 erwähnten zu betrachten. Die Abhaltung des Gottesdienstes durch den Propst von Truttenhausen gab diesen Feiertagen eine besondere Note. Dass auch das Fest des hl. Michael zu dieser Gruppe gehört, ist nach dem, was wir wissen, nicht mehr auffallend. Wie die Gottesmutter, Odilia und Johann Baptist, zählte auch Michael zu den hoch gefeierten Heiligen Hohenburgs. Der Grund für diese Sonderbehandlung liegt aber im



Das Grab der hl. Odilia

Kirchen-, bzw. Kapellenpatronat. Im Lichte dieser St. Michael berührenden Feststellungen wird es uns nun begreiflich, warum der Chronist von Hohenburg dem «folgeschweren» Besuch Kaiser Ottos II. auf dem Monte Gargano so viel Interesse schenkte.

Jetzt stellt sich die Frage: Wieweit reicht die Engelskapelle in der Geschichte hinauf? Für die Zeit der hl. Odilia spricht in allererster Linie der Umstand, dass bei der Umwandlung Hohenburgs in ein Frauenkloster der auf dem überragenden Felsen stehende alte Wachturm seine Bestimmung verlor. Wohl damals schon bezog St. Michael als kampferüsteter Schützer der christlichen Sache diese Vorpostenstellung. Dieser frühzeitigen Umgestaltung ist es sicher zuzuschreiben, dass der alte Wachturm, wenigstens im Unterbau, seine Existenz bis in unsere Zeit herein retten konnte.

Noch etwas anderes, das bis jetzt nicht berührt wurde, war für diese heidnisch-christliche Uebergangszeit von grösster Bedeutung: die Vorliebe der Etichonen für den hl. Michael. Herzog Adalbert, der Bruder der hl. Odilia, ist der Stifter der Schottenabtei Honau (auf einer Rheininsel), deren Kirchenpatron St. Michael schon für 723 sich bezeugen lässt. Noch im selben Jahrhundert, um 784, gründete Honau das im Oberelsass gelegene Stift Lautenbach, das ebenfalls St. Michael zum Patron erhielt. Auch in Murbach, der bekannten Benediktinerabtei bei Gebweiler, begegnet uns schon 727 St. Michael als Mitpatron der Klosterkirche. Auf Graf Ebrohard, einen Sohn Herzog Adalberts, geht die Stiftung dieses Klosters zurück. Wie Honau, setzte sich auch Murbach für die Verbreitung des Mi-

chaelkultes ein. So beispielsweise zu Banzenheim, das nordöstlich von Mülhausen in der Nähe des Rheines liegt. Eine Basilica s. Michaelis archangeli zu Banzenheim ist bereits für 795 erwähnt, und da dieses Dorf ursprünglich murbachischer Besitz war, bildet die Entstehung dieses Michaelpatronates dem Forscher keine Schwierigkeit mehr. Gerade diese Zusammenhänge zwischen Murbach und Banzenheim wurden von der neueren Geschichtsforschung ganz ausser acht gelassen. Schon aus diesen wenigen Beispielen lässt sich das eine folgern, dass die Entfaltung des Michaelkultes im Elsass während des 8. Jahrhunderts sich mit dem Namen der Etichonen verknüpft. Damit erhält die Annahme, dass die Engels- bzw. Michaelskapelle auf Hohenburg schon zur Zeit der hl. Odilia bestand, eine neue, nicht unwichtige Stütze.

Als Ergebnis unserer kurzen Untersuchung sei folgendes herausgehoben: das Patronat der Engelskapelle gehört, was keinem Zweifel unterliegt, dem Himmelfürsten Michael an. Alles spricht dafür, dass dessen Entstehung in die Zeit der Klostergründung zu setzen ist. Den Sieg des Christentums über die heidnischen Götter, denen auch auf Hohenburg geopfert wurde, kündete die über einem Abgrund stehende Engelskapelle in sinnfälligster Form. Von einem Totenpatronat des hl. Michael ist hier gar keine Rede. Als praktische Folgerung sei am Schluss die Bitte ausgesprochen, es möchten die französisch schreibenden Odilienschriftsteller künftighin die geschichtlich unbegründete «Chapelle des anges» durch die Schreibung «Chapelle de l'Ange» ersetzen.

Das Löffeltal

Von Therese Münch

Es ist nur ein kleines, unbedeutendes und wenig bekanntes Tal, das Löffeltal mit seinem Löffeltalweiher, der da mitten drin liegt wie ein grünes Cyclopenauge, grösstenteils bedeckt von seinem dichten Algenlid. Als ich besagten Weiher einmal fragte, ob er sich in dem engen Tal, das so selten ein menschlicher Fuss betritt, nicht langweile, antwortete er mir, er mache sich absolut nichts aus Berühmtheit, und an Geselligkeit fehle es ihm nicht im mindesten. Es brauchten ja nicht gerade Menschen zu sein. In hellen Vollmondnächten tanzen die Elfen um ihn herum. Kautz und Schleiereule machen über ihm Jagd. Rehe, Hasen und Hirsche zählen zu seinen täglichen Gästen. Ich verstand und sagte bloss: «Dann allerdings! Entschuldige, lieber Weiher.»

Die Grünröcke aber, die Holzhauer und Beeren-sammler wissen, dass man vom Bärenbachtal bei Stambach auf einem schmalen Fussweg nach Haberacker-Ochsenstein am Löffeltal vorbeikommt. Warum das Tal wohl Löffeltal heisst? Wahrscheinlich, weil die Talmulde wie ein Löffel gedacht ist, an dem das eng verlaufende Tal den Stiel bildet. Mir aber hat einmal jemand eine Geschichte erzählt, die dem Löffeltal seinen Namen eingebracht haben soll. Ich will sie den andern nicht vorenthalten.

Vor seiner Behausung unweit des Weihers sitzt Löffel, der Hase, so benannt nach den zwei Pracht-exemplaren von Löffeln, die seinem Kopfe zur Zierde gereichen. Den rechten Hinterlauf graziös über den linken gelegt, sitzt er da und nagt an dem Stiele eines Sauerkleeblattes zur Verdauung eines etwas reichhaltigen Mahles. Er langt ein grosses Blatt vom Salomonssiegel zu sich heran und schaut hinein. «Stockschwerenot!» ruft er sichtlich erbost aus. Es war nämlich die Zeitung von vorgestern, und wie die meisten Hausherren konnte es ihn geradezu wütend machen, wenn er eine alte, von A bis Z ausgelesene Zeitung erwischte. «Lampina», ruft er nach hinten, wo seine Frau mit den Kindern beschäftigt ist und schleudert ihr das Blatt an den Kopf, «halte mir doch das alte Zeug vom Halse! Du weisst, dass ich in Politik auf der Höhe sein muss, wo ich bei den nächsten Wahlen kandidiere.» — «Aber, liebster Löffel», entgegnet gekränkt die Gattin, «verlange nicht auch noch, dass ich mich um solche Bagatellen kümmerge, wo ich doch schon ganz nervös bin von der Arbeit in der Kinderstube. Eben habe ich die Kleinen gewaschen; nun muss

ich noch die Karotten vorratzen, dann . . .» — «So reg' dich doch nicht auf», sagt Löffel, der sich schon wieder beruhigt hat, «man kann doch auch mal einen Wunsch äussern. Uebrigens, da kommt gerade der Briefträger geflogen.» Wirklich schoss da ein schöner Ringeltauber heran. Das war Grugru, der die Post brachte. «Tag, Löffel!» — «Tag, Grugru! Nimm ein wenig Platz hier auf dem Steine. Was bringst du Neues?» — «Nicht viel Gutes, mein lieber Löffel. Schlimme Zeiten! Das grüne Scheusal treibt es alle Tage bunter. Knallt zusammen, was ihm vors Rohr kommt. Mein Vetter Ringelmann, der droben an der Spille wohnte, ist tot, eine Beute dieses grünen Teufels.» — «Was du nicht sagst! Es wird Zeit, dass wir handeln. Das hat noch gefehlt, dass so ein Ekel unsere ruhige Gegend verpestet! Der alte Förster ist ja auch kein Engel. Aber er sagt doch oft: «Ach was, leben und leben lassen!» Und was sein Töchterchen, die Liese, anbetrifft, eine Fee, Grugru, eine gütige Fee. Wenn's der alte Löffel sagt, ist's wahr. Was hat sie uns nur in diesem Winter Gelbrüben gelegt, dass wir nicht Hunger leiden mussten, und Körner gestreut für die Vögel und alle Tage mit dem Knecht die Raufen für die Rehe mit Heu aufgefüllt! Eine Fee, sag ich dir, Grugru!» — «Alter Schwerenöter!» lacht der Tauber. Löffel aber hält nicht so leicht an, wenn er einmal im Zug ist. So rasonniert er weiter: «Es wäre ja alles bisher ganz schön gewesen. Man hatte sein Auskommen und seine Bewegungsfreiheit. Der Alte macht sich nicht mehr viel aus der Jagd, und seitdem er das böse Bein hat, geht er nur raus, wenn er muss. Da schicken sie einem nun so einen Neugebackenen von der schlimmsten Sorte her. Und ausgerechnet hat sich noch der Alte in den Kopf gesetzt, dass das grüne Scheusal die Liese heiraten soll.» — «Sie will aber absolut nicht», weiss Grugru zu berichten. «Sie hat gestern abend so geweint, als sie im Garten bei den ersten Schneeglöckchen stand, dass sie mich selber erbarmt hat. Gerade vorher hatte ihr der Vater wieder zugesetzt. «Kann ihn nicht leiden, kann ihn nicht leiden», hat er gespöttelt. «Was ist denn da zu leiden?» Zum Schluss hat er noch ganz grob gesagt, so wie's in der Liese ihrem Chamisso steht, wo ich ihr mal über die Schultern reingeguckt habe: «Hältst das Maul und nimmst den Bengel! Punktum; und das Lied ist aus.» — «Weisst du auch, weshalb sie ihn nicht will?» fragt Löffel verschmitzt. — «Als ob ich nicht



Th. Schuler

Holz- und Laubsammlerinnen

der Briefträger wäre», versetzt Grugru, «der überall hinkommt und so vieles sieht, hört und liest! Sie liebt den jungen Lehrer drunten im Dorfe und er sie auch. Einen mächtigen Strauss schwefelgelber Waldschlüsselblumen hat er ihr neulich gebracht, als er im Forsthause um ein Glas Milch vorsprach. Ein anständiger Kerl, man muss es sagen. Er versteht schon ein wenig unsere Sprache, seitdem er viel mit unsereinem verkehrt. Der würde keiner Fliege etwas zu leide tun. Drum habe ich ihm auch zugerufen: «Grugru, wart' nur zu!» — «Das war recht von dir», sagt der temperamentvolle Löffel, indem er aufspringt. «Es muss etwas geschehen, so wahr ich Löffel heisse! Mir geht gerade ein Licht auf. Ich habe eine Idee. Das muss gehen, und wenn ich mich opfern müsste. Es wird für mich auch die beste Wahlpropaganda sein. Geht der alte Grünrock schon manchmal aus?» — «Ja», sagt Grugru, «bei gutem Wetter macht er hin und wieder einen Spaziergang.» — «Dann wird es sich schon machen lassen. Wir gehen ja Ostern entgegen, und da ich zugleich noch meine Funktionen als Osterhase ausübe, muss ich mich sowieso in der Gegend umsehen.

Die Liese soll ihr Osterei bekommen. Potz Grünkohl und Sauerklee!» Dabei klappert der Hase mit seinen Löffeln, dass es eine Art hat. Der Tauber aber schwingt sich in die Luft. Zu lange hat er sich schon aufhalten lassen. Es wird ihm doch keinen Verweis vonseiten des Postmeisters eintragen?

Oculi und Laetare waren bereits verstrichen. Man stand vor Judica. Den alten Förster hatte ein heller Frühlingssonnenschein hinausgelockt. Dort hinten liegt die Baumschule; darin wird geputzt. Der Forstgehilfe führt die Aufsicht, so braucht er selber nicht hinzugehen. Er will sich nur ein wenig die steifen Beine vertreten. Morgen wird es voraussichtlich nicht mehr so schön sein. Meister Specht, der Wetterwart, meldete Witterungsumschlag. Doch siehe, da kommt aus dem Gebüsch ein grosser Hase. Er scheint zu hinken. Oder weiss der Lümmel, dass Schonzeit ist, weil er's gar nicht eilig hat? Jetzt ist er verschwunden, doch ein paar Schritte weiter vorne taucht er wieder auf. So ein Lausbub! Unbewusst folgt ihm der Förster, und schon steht er, auf leisen Sohlen gehend, vor der Baumschule. Aber was muss er da sehen? Mitten im Kreise der Ar-

beiterinnen steht sein Gehilfe. Er muss etwas sehr Lustiges erzählen; denn die Mädchen kichern und lachen und keine denkt ans Arbeiten. Nun kneift er auch noch der dicken Line in die blossen Arme, dass sie laut aufkreischt. Ein Räuspern aus den Büschen lässt alle aufsehen. Der Herr Förster! Wie von Nattern gebissen fliegen die Mädchen zu ihren Arbeitsstätten. Der Förster aber sieht streng den Jungen an und sagt nur: «Ich dächte, wir wären im Dienst, Herr Fuchs», und wendet sich wieder zum Gehen. Seine Augen jedoch sprechen Bände. Gehilfe Fuchs aber weiss, dass ein «Briefsteller für Liebende» nicht darunter ist. An den Hasen denkt der Förster nun nicht mehr. Dafür ist er um so intensiver mit dem Fuchs beschäftigt. Löffel ist auch bereits talabwärts gerannt, froh über die gelungene List.

Am Abend sitzt der Förster gedankenvoll in der Sofaecke, Luise, seine Frau, mit einer Handarbeit daneben. Seine gute Luise! Sie sieht recht bekümmert aus, hält eben zu der Tochter. Nein, so wie der Fuchs hätte er sich in seinen jungen Jahren nicht benommen. Es gab für ihn kein anderes Mädchen mehr, als er seine Luise freite, und in Respekt hatte er sich stets zu halten gewusst. «Was ich sagen wollte, Luise», hebt er an, indem er seine Pfeife ausklopft, «ich habe mir die Sache überlegt. Unsere Liese ist doch ein wenig zart für in ein Forsthaus.

Der Arthur wird ja die grüne Farbe hochhalten, wenn er vom Militär zurückkommt. Kannst also dem Lehrer zu verstehen geben, dass er mir als Schwiegersohn nicht unwillkommen wäre. Ihr Weiber versteht euch ja auf dergleichen, wie?» Da huschte es wie ein Sonnenschein über Frau Luisens Gesicht, und die zwei grossen Sorgenfalten auf ihrer Stirne glätteten sich, sodass ihrem Manne unwillkürlich die Erinnerung an einen weitzurückliegenden, schönen Maientag aufstieg.

Drunten im Tale am Weiher ist grosse Versammlung. Die ganze Hasensippe hat sich eingefunden. Sie scheinen zu feiern; denn es geht hoch und lebhaft zu. Ein flotter Bursche, bereits Abgeordneter im Lager, hält gerade die Tischrede. «Verehrte Anwesende», spricht er, «ungestört und friedlich können wir heute das Osterfest feiern. Im Forsthaus ist alles zur Verlobung Lisas mit dem Lehrer versammelt. Der grüne Teufel ist bereits über alle Berge. Mögen ihn seine Beine recht weit tragen! Wem aber haben wir es zu verdanken, dass wir wieder atmen können, dass unser Tal nun wieder in seinen Frieden wird versinken können? Unserem hochgeschätzten, klugen und opferbereiten Löffel. Auf uns kann er bei den kommenden Wahlen zählen. Doch schlage ich vor, ihn noch ganz besonders zu ehren, indem wir unser Tal nach ihm «Löffeltal» benennen!»



Phot. G. Gasser

Hanauer Weiher mit Burg Waldeck

Ein Märchen

Von Ernest Braun

Vor vielen hundert Jahren weilte einmal auf einem kleinen Dorfe ein liebes junges Mädchen. Und da es Finchen hiess, nannten es alle, die es kannten, kurzweg Fiff. Da wurde es plötzlich sehr krank, so dass man es in einem Auto schleunig in die grosse Stadt führen musste. Zur selben Zeit lebte auf dem kleinen Dorfe ein kleiner Junge, den Fiff scherzend immer moineau rief. Dieser ging an demselben Tage, da man die kranke Fiff fortgefahren, über den Hof des Hauses, wo sie bislang gewohnt. Da lief ein kleines Mistkrätzerle auf den moineau zu und krächte ihn neugierig an: «Fifferiffi!?!» Moineau aber merkte sogleich aus dem Ton, in dem das Mistkrätzerle krächte, dass es damit fragen wollte: «Wo ist denn auf einmal unsere kleine Fiff hingekommen, dass ich sie nicht mehr sehe?» Und als er ihm darauf erzählte: sekr krank geworden und sie haben sie in einem Auto plötzlich holen müssen, und sie muss bei dem schönen Wetter nun ständig im Bette liegen und grosse Schmerzen leiden: da krächte das Mistkrätzerle noch einmal, aber diesmal mit ganz gebrochener Stimme, so dass es es kaum mehr herausbrachte: «Fifferiffi!» und man merkte an dem Ton, in dem es krächte, dass es diesmal sagen wollte: «Arme Fiff!» Und eine Träne glänzte in seinen sonst so hellen Hähnchenaugen. Und dann erzählte es dem moineau in seiner Gackersprache, es erinnere sich jetzt ganz deutlich, das Auto gesehn zu haben. Aber da es gerade eine besondere fette Stelle auf dem Miste zu bekratzen gehabt, ein habgieriger Rivale zudem in der Nähe auf der Lauer gestanden, habe es nicht einmal sonderlich acht darauf gehabt. Wenn es aber gewusst hätte, dass die kleine Fifferiffi! so krank darin fortfahre, hätte es sich lieber von dem Auto überfahren lassen (was ihm neulich doch fasst passiert sei); denn es wollte ja von niemand anderm als von der kleinen Fifferiffi! aufgegessen werden und habe sich darum immer extra Mühe gegeben, sein Fleisch recht zart und weiss zu erhalten, wer weiss, wer nun seine Knöchelchen abnagen werde! Und mit hängendem Kopf und Flügeln schlich es sich traurig in eine Ecke.

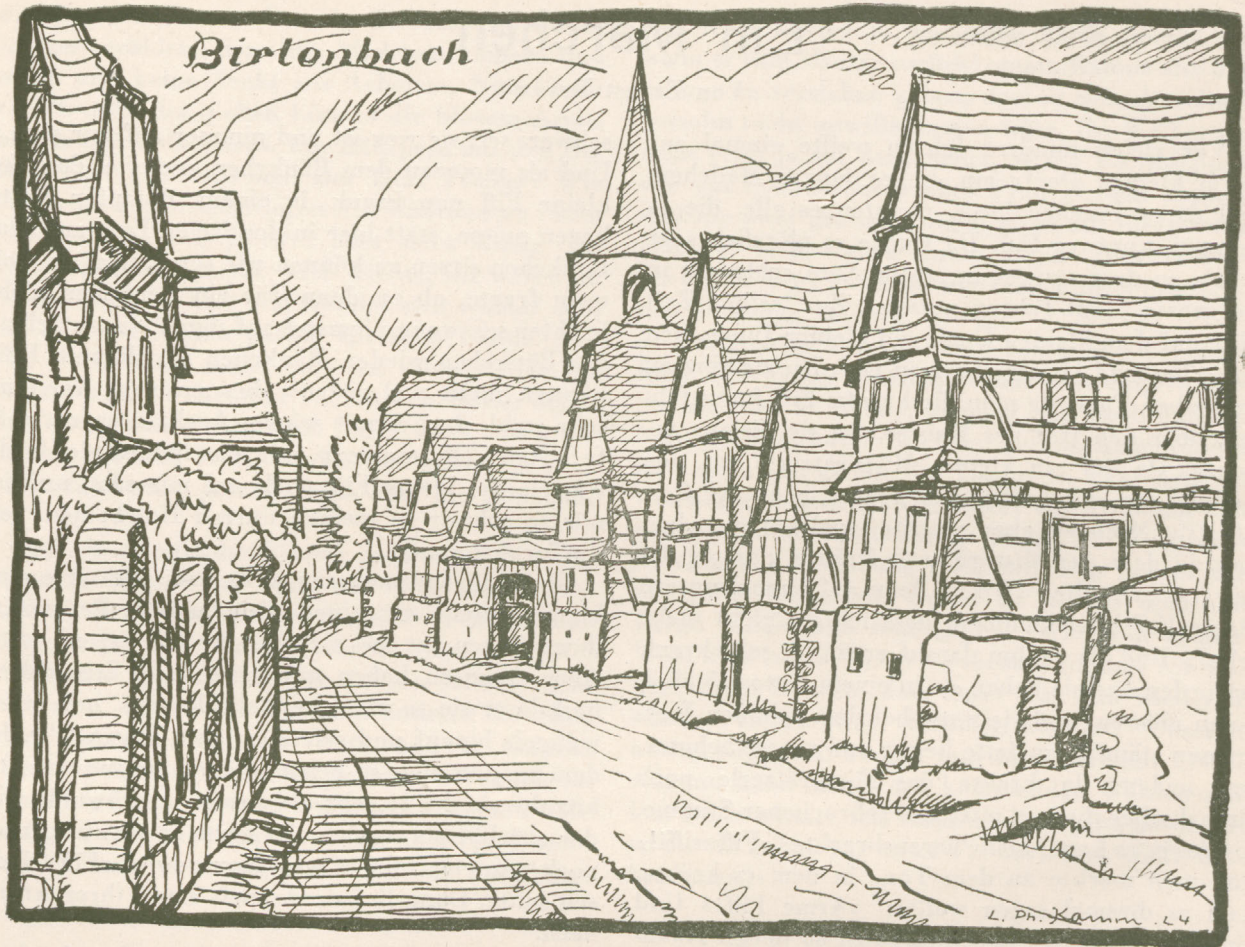
Und als moineau zu dem Bänkchen kam, auf dem die Fiff immer gesessen, und sich setzte, da ächzte das Bänkchen ganz vernehmlich. Und moineau verstand sogleich, dass das Bänkchen mit dem Aechzen sagen wollte: «Wo ist denn die kleine Fiff, die sonst immer auf mir sass? Mir ist so

schwer, seit sie weg ist und nimmer auf mir sitzt.» Und als moineau dem Bänkchen erzählte, dass die kleine Fiff nun krank in einem dumpfen Bette liegen müsse, statt hier in der freien Luft auf dem Bänkchen sitzen zu können wie sonst, und als moineau fragte, ob es denn für ein Bänkchen nicht leichter sei, wenn niemand auf ihm sitze, da ächzte das Bänkchen wieder. Bänkchen aus dürrer Holz können nicht viel reden; aber moineau verstand sehr wohl, dass es mit seinem Aechzen sagen wollte: «Ach nein, moineau, mir war immer viel leichter, als die kleine Fiff noch auf mir sass, nun ist mir so schwer in meinen dürrer Holzbeinen, seit sie fort ist.»

Und während moineau so da sass, kletterte eine kleine Ameise an seinem Bein hinauf. Er merkte ihren Augen an, dass sie etwas zu ihm sagen wollte. Aber Ameisen haben nur ganz feine Stimmchen, und da er sie so nicht verstehn konnte, hob er sie vollends hinauf und setzte sie sich in sein Ohr. Indem sie nun aber so behende darin herumwusselte, kitzelte sie ihn so sehr, dass er sie geschwinde wieder abschütteln musste. So hörte er sie nur gerade noch wispeln: «F'ff!» was ganz gewiss «Fiff» heissen sollte. Dann lief sie doppelt emsig ihrer Arbeit nach.

Aber die Sonne stand am Himmel und schien moineau so fragend ins Gesicht. Sonnen haben nämlich keine Stimmen und können nur mit ihren Blicken fragen: «Warum bist du, moineau, so allein, und wo ist denn die Fiff, dass ich sie gar nicht sehe? Gerade ihretwegen scheine ich ja jetzt so warm, da ich weiss, wie sie sich nach mir sehnte, um gesund zu werden, als der garstige Regemann mich so wenig scheinen liess. Und als moineau ihr sagte: «Fort, weit fort von hier und krank,» da nahm sie eines ihrer Wolkentaschentüchlein, verhüllte ihr Antlitz und wollte gar nimmer scheinen. Und moineau schien, als neigte sie sich nun doppelt schnell hinter die nahen Berge.

Und es begann zu dämmern, und graue feuchte Nebel stiegen auf aus den Wiesen und wogten unruhig hin und her, und moineau verstand ihr Wogen, — denn ruheloses Wogen ist die einzige Sprache, die den Nebeln verliehen ist, — dass sie damit sagen wollten: «Tagelang hielten wir Nebel uns nun Abend für Abend in unsern Höhlen zurück, weil wir wussten, dass die kleine Fiff uns nicht gerne mag, so schwer uns das auch fiel, und



Ph. Kamm

Birtenbach

jetzt da wir uns nur ein einziges Mal wieder aus unserer Nebelhöhle herauswagen, ist sie fort.»

Und die Nebel wogten dichter und dichter, und das Dunkel sank herunter über die Berge, und als ein lauer Nachtwind durch die schwarzen Tannen streifte, da lief es wie ein Schluchzen durch den tiefen nächtlichen Wald. Und die kleinen Blumen, die vorher um das Bänkchen herum so farbenfreudig geblüht, hatten alle Farbe verloren und allen Duft verhaucht und liessen traurig die Köpfchen hängen, als wollten sie sagen: «O hättet ihr uns gepflückt in schönen Tagen! Nun müssen wir einsam und vergeblich sterben!»

Und als alles so klagte, da wurde auch dem moineau schwer ums Herz. Denn da er ein Sonn-

tagskind und im Advent geboren, verstand er die Sprache aller Dinge in der Natur und er hat hier nichts hinzugedichtet. Und er sagt dies nicht, weil er etwa stolz darauf ist, denn es ist im Leben kein Vorteil, ein Sonntagskind aus dem Advent zu sein und tieferen Einblick in die Dinge der Natur zu haben. Sonntagskinder leben nur zu einem Siebtel auf dieser Werktagserde, sie werden selten glücklich im Reiche der Menschen, und das Gold und Edelgestein, das sie in den tiefen Schachten der Natur glühen sehen, wird nicht gemünzt auf dieser Erde. Aber ein ungestilltes, unstillbares wehes Sehnen erfüllt und durchzieht ihre Seele lebenslang nach einem Reich und einem Wesen, das nicht von hienieden ist.



Ausschau

Büchertisch

Lucien Sittler, *Inventaire Général des Archives de la Ville de Colmar*, Colmar, Paul Hartmann, 1937, 120 Seiten.

Der Verfasser hat unlängst selbst in dieser Zeitschrift auf die Wichtigkeit des Colmarer Stadtarchivs hingewiesen und sowohl dessen Geschichte wie auch den Inhalt der Bestände in einer scharfumrissenen Synthese angezeigt. Und nun ist das allgemeine Verzeichnis erschienen, das zwei grosse Teile umfasst: die Zeit vor 1789, die Französische Revolution und das Napoleonische Kaiserreich (1789—1815). Der junge Gelehrte hat seit der Uebernahme des Archivs im März 1934 unverdrossen an der Aufstellung dieses Repertoriums gearbeitet, keine Mühe und keinen dichten Aktenstaub gescheut, um das Werk zu Ende zu führen, und es war wohl nicht immer leicht. Aber das Resultat ist sehr erfreulich und für die Kenntnis der Colmarer Geschichte bedeutend: sämtliche Bestände des alten Archivs bis 1789 sind klassiert, numeriert, leicht zugänglich; die Verschiedenartigkeit der Systeme und Nummerierungen ist aufgehoben, und endlich erfährt man, welche Reichtümer in ungeahnter Masse das Colmarer Stadtarchiv enthält. Es war Zeit, dass diese Veröffentlichung kam, denn die meisten Stadtarchive haben seit langen Jahren ihre gedruckten Inventare, z. B. um Colmar herum allein Ammerschweier, Kaisersberg, Türkheim und Münster. Und doch ist Colmar weitaus reicher und grösser und hat als ehemalige Reichsstadt, als Hauptstadt des Ober-Elsass und als Metropole des Weins in der elsässischen Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt, dessen Niederschlag das Archiv aufbewahrt. — Aber nicht nur der erste Teil mit seinen Tausenden und Aber-tausenden von Dokumenten ist wichtig, sondern auch der zweite Teil, der die Zeit von 1789—1815 umfasst; besonders die Akten über die Verwaltung der Stadt und über die patriotischen Gesellschaften, die Militärsachen und die religiösen Akten besitzen grosses historisches Interesse. Auch hier war für den Colmarer Stadtarchivar die Arbeit oft sehr schwierig, denn er musste die Dokumente selbst zusammentragen und die Bestände zu einem grossen Teil erst schaffen; es heisst schon etwas, aus 150 Aktenbündeln einen Bestand von 340 zusammenzustellen. — Der Verfasser betont in seinem Vorwort, dass dieses allgemeine Repertorium nicht alle Wünsche befriedigen kann, da es zu allgemein sei; allein die Veröffentlichung ist insofern uneingeschränkt zu begrüssen, dass endlich das Dunkel, das bis jetzt über dem Colmarer Archiv lag, gebrochen ist, und wir sämtliche Bestände in klaren, knapp gefassten und übersichtlich gestalteten Einteilungen kennen lernen. Wir drücken nur noch den Wunsch aus, der schaffensfreudige Archivar möge auch die Früchte seiner Arbeit ernten: dass die Colmarer Archivalien von nun ab rationeller ausgebeutet werden, und dass er selbst zu ihrer wissenschaftlichen Erforschung schreiten kann.

Dr. L.

Eugène Dischert, *Die Festung Benfeld*. Bericht über die ehemalige Festung, ihre Verwaltung, ihre Fehden, über Gebäude und Leute, Gebräuche und Gewohnheiten nach meist ungedruckten Urkunden. Benfeld 1937, Selbstverlag E. Dischert, Sergent de ville.

Dass ein Sergent de ville Ortsgeschichte schreibt, ist für-wahr kein alltägliches Ereignis. Ich habe das eigenartige, interessante Buch des bescheidenen Gemeindebeamten mit ausserordentlichem Interesse gelesen und muss gestehen, dass es mir Achtung und Bewunderung abzwingt. Eine Unsumme

von Arbeit und Fleiss steckt in dem 244 Seiten umfassenden Werke, das ein reiches kulturhistorisches Material ausbreitet. Grosse, heisse Liebe zum Heimatsorte und seiner bewegten Vergangenheit durchwärmt das Ganze. Wohltuend berührt die Bescheidenheit dieses Mannes aus dem Volke, der sich aus eigener Kraft mit staunenswerter Energie zu so ehrlichem Forschungs-eifer und zu so gediegenem Wissen und Können emporgerungen hat. Dischert erzählt im Vorwort, wie er dazu kam, Ortsgeschichte zu studieren. Die Absicht, ein Theaterstück über den Stubenhansel von Benfeld zu schreiben, liess es dem wissbegierigen Sergent de ville als unerlässlich erscheinen, das Leben und Treiben im alten Benfeld aus den urkundlichen Quellen kennen zu lernen. So entschloss er sich, Urkunden des Benfelder Archivs zu lesen. «Dies ging jedoch», wie er gesteht, «sehr langsam, weil die Schrift meistens schwer zu entziffern war und der Sinn von vielen alten, heute nicht mehr im Gebrauche befindlichen Wörtern ermittelt werden musste.» Nachdem das Theaterstück geschrieben war, liess die einmal geweckte Neugierde und Wissbegierde dem Stadtweibel keine Ruhe mehr. Mit unverdriesslichem Eifer ging er an die Durchsicht von sämtlichen Dokumenten des Archivs seiner Vaterstadt, das ein Stadtbuch von 1537, ein Protokollbuch von 1635 und alte Rechnungen umfasst. Diese mühsame Arbeit nahm Jahre in Anspruch, liess aber vor dem geistigen Auge des unermüdlich Forschenden die ehemalige Festung Benfeld mit ihrer Einrichtung und Verwaltung und den Gebräuchen ihrer Bewohner lebendig erstehen. «Dies bewog mich», sagt Dischert, «meine Erfahrungen schriftlich niederzulegen, um sie auch meinen Mitbürgern zugänglich zu machen. . . . So möge denn dieses Büchlein dem Leser ebensoviel heimatliche Liebe und freudiges Interesse an unserem alten, ehrwürdigen Städtchen erwecken, wie sie mich beseelt haben bei der Durchsicht der vergilbten Blätter unseres Archivs.» Dischert berichtet in seinem Buche, reichlich Zitate aus den Urkunden in die Darstellung einstreudend, von der Festung Benfeld im allgemeinen, dann im besonderen vom Rathaus, vom Stubenhansel, vom Stadtwappen, vom Gerichtswesen, vom Markte, von der Ratsstube, der Wahl der Ratsherren, von der Herrenstube, von Gemeinde-Ofenhaus, vom Salzkasten, von adeligen Familien, von Wirtschaften und Wirtsordnungen, vom Bauernhaus, von Bäckereien, vom Feuerlöschwesen, von Kriegsnoten, von Nachbarsdörfern, von der Mühle, von der Schule, von der Kirche, vom Kirchhof und Spital, von der Metzger, von der Kanzlei, vom Zeughaus, von der Schützengesellschaft, von Barbieren und Hebammen, vom Bettelvoigt, von den verschiedenen Gassen und Plätzen und bemerkenswerten Gebäuden, vom Zoll, von Jahresfesten und Volksbräuchen u. a. m. Die Art und Weise, wie Dischert, ohne höhere Schulbildung genossen zu haben, dies alles schriftlich niederzulegen verstand, teils aus Urkunden, teils aus seinem in Büchern erworbenem Wissen, teils aus eigenen Jugenderinnerungen, teils aus Mitteilungen alter Leute, verdient rückhaltlose Anerkennung. Beachtenswert ist auch Discherts Fertigkeit im Federzeichnen. Er hat sein Buch mit einer Anzahl hübscher Zeichnungen illustriert, die das alte Benfeld vor unseren Augen in wertvollen Bildern erstehen lassen. Das Buch ist nicht frei von Ungenauigkeiten und kleinen Fehlern in Form und Inhalt. Der Druckfehlerteufel hat auch seinen Spuk getrieben. Man würde aber ungerecht urteilen, wollte man darüber die gediegene und wertvolle Gesamtleistung aus

dem Auge verlieren, die dem wackeren Sergent de ville von Benfeld Ehre macht und den Dank aller verdient, die sich für die Vergangenheit Benfelds interessieren. Dr. L.

Willy Guggenbühl, *Geschichte von Enzheim*. Buchsweiler, Jugendbundverlag 1937. (= Schriften der Elsass-Lothringer Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Strassburg. Reihe A. Bd. 19.)

Vor Jahresfrist konnte in unserer Zeitschrift mit anerkennenden Worten auf die schöne und verdienstvolle Dorfgeschichte von Bläsheim hingewiesen werden, die der dortige evangelische Pfarrer Guggenbühl seiner Pfarrgemeinde geschenkt hat. Nunmehr liegt auch die Dorfgeschichte der benachbarten Filiale Enzheim aus der Feder des gleichen Verfassers vor. Wie jene ist auch diese ein treffliches Werk. Das auch äusserlich gefällig ausgestattete Buch zeugt vom Fleiss des Forschers, der in den Archiven und aus Familienbesitz eine Fülle unbekannter Materials verwertet und nach Form und Inhalt geschickt und sorgfältig verarbeitet hat, nicht trocken, sondern allgemein verständlich und interessant, oft in warmem Herzenston, so dass das Werk über die Ortsbewohner hinaus auch den Fremden erfreut und fesselt. Alles irgendwie Wissenswerte ist in dem Buche dargestellt: die Lage des Dorfes, die Gräberfunde aus der Neuzeit, Name und Zugehörigkeit des Dorfes im Mittelalter, die Herrschaft, die Dinghöfe, die Schicksale des Dorfes in den verschiedenen Kriegen, die französische Revolution, die Geschichte der Pfarrei, die Kirchen und Pfarrhäuser, die Entwicklung des Schulwesens, die Gemeindeverwaltung vor der Revolution, die Gemeindeämter und Berufe, die Abgaben vor der Revolution, der Gemeindebann, die Friedhöfe, Sitten und Bräuche, das Verkehrswesen, die Familien- und Hofnamen und die Gemeinde und ihre Einwohner. Textbilder und Einschalttafeln illustrieren die Darstellung in willkommener Weise. Die vielen und mannigfaltigen Einzelschilderungen verlebendigen diese Dorfgeschichte und gestalten sie auch für den Fernstehenden anziehend. Gerade das örtlich Bestimmte ist das weithin Interessierende. Wir beglückwünschen den rührigen Verfasser zu diesem schönen und guten Buche und wünschen recht vielen andern Gemeinden eine ähnliche Dorfgeschichte. Dr. L.

Dr. Martha Buch, *Hier bin ich, hier ist Herz und Hand!* Die Mutter des Steintals. Potsdam, Stiftungsverlag 1937, in-8°, 32 p.

Die Verfasserin, bekannt durch ihre Dissertation über die «Pädagogischen und sozialpädagogischen Ideen Johann Friedrich Oberlins» und durch eine Biographie Luise Scheplers, unternimmt in dem vorliegenden Schriftchen den Versuch, das Leben und Wirken von Frau Oberlin im Steintal zu würdigen. Die Bedenken, die in unserer Zeitschrift (1936, 127) gegen die Schepler-Biographie geltend gemacht wurden, bestehen auch gegen diese jüngste Schrift von Dr. Martha Buch. Da wird ein Idealbild der Frau Oberlin gezeichnet mit viel darstellerischer Kunst, mit viel Phantasie, aber ohne gründliche Kenntnis des Quellenmaterials und ohne anschauliche, wirkliche Kenntnis der Geschichte des Steintals. Nie und nimmer war diese Landschaft vor Oberlin «ein gottvergessenes Tal» mit lauter rückständigen Bewohnern, wie es in der bisherigen Steintallegendenliteratur heisst, sondern sie war schon vor Oberlin ein Brennpunkt regen Geistes- und Gemeinschaftslebens, wie es u. a. aus der Steintaler Familiengeschichte hervorgeht. Aus dieser Gemeinschaft heraus muss aber das Wirken Oberlins wie auch der Frau Oberlins erfasst und verstanden werden. Aus der Ferne lässt sich aber die Geschichte des Steintals urkundlich nicht erforschen, und wer auf der existierenden Literatur aufbaut, übernimmt alte Irrtümer. Ueber Frau Oberlin liesse sich über die Darstellung Dr. M. Buchs hinaus noch viel Schönes und Wichtiges sagen, so z. B. auf Grund dessen, was in ihrer Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunde enthalten ist, dann auch unter Berücksichtigung dessen, was Frau Pfarrer E. Röhrich in der *Revue alsacienne* (1910) geschrieben hat. Frau Röhrich war aus dem Steintal, sie stand zu dem Gegenstande ihrer Darstellung in persönlicher Beziehung, sie hatte das Steintal nicht flüchtig gesehen, sondern wirklich erlebt und konnte es in seinem Wesen und seiner Geschichte. Nur solche Kenntnis schafft die sicheren und einwandfreien Grundlagen für die wissenschaftliche Beschäftigung und Oberlin, mit Frau Oberlin und Luise Schepler! R.

Vogesenwanderungen

Fouday — Diesbach — Katzenstein — Salm — Rothau
Gehzeit: 5¹/₄ Std.

Karte der Vogesen: Blatt No. 11: Oberes Breuschthal.

a) Fouday — Katzenstein. 2³/₄ Std.

Markierung: blauer Strich, dann rote Scheibe.

Vom Bahnhof rechts in den Ort, dann bei Strassenteilung rechts durch die Bahnunterführung und bald am Restaurant Gasser vorbei. Nach 10 Minuten (vom Bahnhof ab gerechnet) gegenüber dem Restaurant Pfad links aufwärts. Bald bei Pfadteilung links aufwärts. Nach 7 Minuten Pfad rechts über Weideflächen aufwärts. Nach 10 Minuten auf der Höhe bei einer Ferme dem Karrenweg links eben folgen. Nach 10 Minuten Strasse rechts aufwärts. Nach 3 Minuten beim Schulhaus in Diesbach Strasse rechts aufwärts. Nach 3 Minuten bei einem Wasserturm der Strasse links folgen. Blick auf Plaine. Nach 15 Minuten Strasse links. Nach 7 Minuten bei Strassenteilung rechts aufwärts. Nach 5 Minuten beim zweiten Haus von «Les Fosses» Fahrweg rechts am kahlen Hang aufwärts (chemin des chômeurs). Nach 12 Minuten Fahr-

strasse links und bald Karrenweg rechts aufwärts. Nach 5 Minuten bei Dreiteilung dem Weg links eben folgen. Nach 5 Minuten Pfad rechts bequem aufwärts. Nach 15 Minuten Karrenweg links und bald rechts Pfad aufwärts. Nach 32 Minuten dem Pfad rechts aufwärts folgen. In 15 Minuten auf dem Katzenstein (chatte pendue). Schöner Aussichtspunkt.

b) Katzenstein — Salm — Rothau. 2¹/₂ Std.

Markierung: gelber Strich.

Vom Felsen Pfad abwärts. Nach 9 Minuten bei Pfadteilung geradeaus weiter. Nach 10 Minuten bei Teilung des Pfades links. In 12 Minuten an der Ruine Salm. Schöne Aussicht. Hier Pfad abwärts. Nach 15 Minuten Strasse kreuzen und dem Pfad über Matten folgend in 4 Minuten in Salm. Dem Weg über Felder aufwärts folgen. Nach 10 Minuten bei Teilung Fahrweg rechts abwärts. Nach 7 Minuten links Pfad. Nach 10 Minuten Karrenweg kreuzen. In 3 Minuten am Chalet «Les Roches» vorbei und nun Fahrweg ständig abwärts nach Albert und weiter zum Bahnhof Rothau in 1 Stunde.

Alfred Gaessler

Westermanns Monatshefte.

Ein Maiheft — wie könnte es besser eingeleitet werden, als mit dem Hinweis auf den Muttertag, und welche Worte dazu könnten würdiger sein, als sie Edith Winkelmann aus mütterlichem Herzen in ihrem Beitrag «Selige Mutterschaft» gefunden hat. Wenn noch das Bild dazu sprechen soll, welche anderen Bilder kämen künstlerisch dem Ausdruck seligen Muttertums so nahe, wie die ausgewählten, farbig wiedergegebenen, darunter die dem Leben so unendlich nahe «Worpsweder Madonna» von Fritz Mackensen. In einem grossen reinen Muttertum erfüllen sich alle Voraussetzungen für die Zukunft unseres volklichen Lebens, und alle Fragen werden berührt, die laut in der Gestaltung unserer Gegenwart stehen. Volk als Gemeinschaft wird behandelt in dem Aufsatz «Das Erzählen in einer Dorfgemeinschaft», ein Beitrag zur Formengestaltung der Sage, im weiteren auch mit der Vorschau auf die grosse Reichsausstellung 1937 in Düsseldorf «Schaffendes Volk». Künstlerischem Werk werden zwei Betrachtungen gerecht, die sich mit dem Maler Hasso von Hugo und dem Bildhauer und Staatspreisträger Fritz Cremer beschäftigen. Dazu Bildwiedergaben farbig und schwarzweiss. Mit einer wissenschaftlichen Plauderei über den «Ursprung der Sonnenwärme» mit einer Betrachtung über «Das Orakel», womit manchen geheimnisvollen Dingen das Geheimnis genommen wird, sind interessante Seiten der Wissenschaft gestreift. Beiträge über «Die Vogelinsel im Wattenmeer» (gemeint ist das Vogelschutzgebiet auf Norderoog) und «Staudenpflanzung im neuen Garten», oder die mit flotten Farbskizzen versehene Reiseschilderung «Venedig unter sich», bedeuten einen gern gesehenen Ausflug in Welt und Natur. Erzählungen, der laufende Roman, der im Wettbewerb um den deutschen Ueberseepreis ausgezeichnet ist, literarisch und künstlerisch kritische Betrachtungen, vorzügliche Bildwiedergaben runden den Inhalt zu dem Ausschnitt einer Schau, darin sich das kulturelle Leben unserer von einem starken Willen getragenen Gegenwart spiegelt, soweit dies im Rahmen eines Monatsheftes möglich ist. Der Verlag gibt auf Wunsch Probehefte.

E. MÜLLER-KNITTEL

MAC TILBY, der Gentleman-Verbrecher

Ein Detektivroman in drei Erdteilen
Entführung, Rauschgift- und Frauenhandel

Diese in drei Weltteilen spielende spannende Geschichte erzählt von morgenländischer Pracht und Not und von abendländischer Herrlichkeit und Verkommenheit.

Sie führt uns ins Märchenland Indien mit seinen Marmorpalästen mit grossen Gärten und bizarren Götzentempeln und ihren weissen Kuppeln mit seinen Palmenwäldern und lotosbedeckten Teichen; sie berichtet von den Riesenvermögen der indischen Fürsten und Grossen und dem äusserst bescheidenen Einkommen der Volksmehrheit und zeigt, dass in dem nur zum kleinsten Teil vom heiligen Franziskus Xaverius dem Christentum erschlossenen gewaltigen Land die Nachteile des Heidentums nicht verschwunden sind: Kastengeist, Elend der Paria, Witwenverbrennungen, Geheimbünde und politische Verschwörungen.

Die Reise des indischen Maharadscha, die incognito unternommen wird, geht durch den Suezkanal, der jetzt Asien von Afrika trennt. Der italienisch-abessinische Krieg hat die ihn umgebenden Länder in den Vordergrund des Interesses gerückt, besonders die altherwürdige Kultur des Reiches, das ein «Geschenk des Nil» genannt wird, mit seinen Pyramiden, der rätselhaften Sphinx, seinen Tempelruinen. Diese Erzählung gewährt aber auch Einblick in das, was dem modernen Aegypten zum Schaden gereicht. Dazu gehört in erster Linie der Handel mit Rauschgiften. Die Schilderung des Kampfes gegen diese Geissel der Menschheit und gegen ein anderes Verbrechen an dieser, den Frauenhandel, ist äusserst lebhaft und interessant.

Der Roman berichtet in fesselnder Weise vom Reize der europäischen Kulturzentren, von der Lichtstadt Paris, dem riesigen London, dem neuzeitlichen Berlin und dem regen Geschäftsleben der Hafenstädte Marseille und Hamburg. Aber auch da wird der

Schleier gelüftet von dem, was abseits von Gesetz und Ordnung wuchert. Die Erzählung führt uns in die «Unterwelt» der Grossstädte, in die Verbrecherviertel und -Kneipen und macht uns bekannt mit den Mitteln, die von den vorzüglich organisierten Polizeigewalten gegen die «Gangster» angewendet werden.

Es ist ein Abenteuerleben bester Art, das die Vertreter der Ordnung führen müssen gegen ein im Roman auftretendes Hochstaplergenie. Dieser Gentleman-Verbrecher ist vornehm, freigebig gegen seine ihm blindlings ergebenden Kreaturen und grosszügig, aber auch nicht zurückschreckend vor Betrug, Diebstahl, Raub, Entführung und Erpressung. Seine kühl berechneten Pläne scheitern an der aufopferungsvollen Tätigkeit eines katholischen Priesters und am Mut und der Intelligenz eines kleinen Pariser, der zum Küchenpersonal des reisenden Fürsten gehört.

Während seine Mitverbrecher beim Zusammenbruch des Schwindelunternehmens vom Arm der strafenden Gerechtigkeit erfasst werden, weiss sich ihr genialer Führer dieser für diesmal zu entziehen.

Ob er sich in einem weiteren verbrecherischen Unternehmen noch einmal unsern Lesern zeigen wird?

1 Werk, 282 Seiten, kunstvoller farbiger Umschlag,
brosch. 16,— fr. Frs.; 3,25 fr. suisse.

ALSATIA-VERLAG, COLMAR.

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller - Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemüthlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elssässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire: Blaser-Probst.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.
O. Mischler.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.
Prop.: G. Schneider.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop.: Bayer.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Tél: 882

A-GUEIROARD



2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clécherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach